

Frankfurter Allgemeine

magazin

APRIL 2019





CHANEL

#CHANELHANDBAGSTORIES

www.chanel.com CHANEL-Konsumservice Tel. 01800 29 28 35 (35 Ct/Min. aus dem Festnetz, max. 42 Ct/Min. aus Mobilfunknetzen).



BOTTEGA VENETA

GERARD BUTLER'S CHOICE
DAS HEMD, DAS SICH WIE
KEIN ANDERES TRÄGT.

OLYMP
SIGNATURE

TIFFANY & Co.

ZWEI
MAL
LENA

Ja, unser Titel sieht schon fast aus wie ein Klischee. Wir haben uns auch wirklich Schaum etwas dabei gedacht. Aber es ist das schönste Foto aus der schönen Modestrecke mit Lena Meyer-Landrut (Seite 22). Außerdem, und jetzt kommt Namensmystik ins Spiel, kann man das Wort, das da an ihren beiden Ohren baumelt, nicht nur von oben nach unten, sondern auch von unten nach oben lesen. So wie es sich für unser Magazin wie von selbst versteht, dass man vieles im Leben so oder so oder eben auch so sehen kann. Wir sehen es jetzt also mal so: Die letzten vier Buchstaben von Chanel, rückwärts gelesen, sind „Lena“! Das kann kein Zufall sein, denn Lena, die gerade erst ihr Leben vom Kopf auf die Füße gestellt hat, wie es Johanna Dürholz in ihrem Porträt beschreibt, hat vor neun Jahren den Eurovision Song Contest von hinten aufgerollt (wo ansonsten die meisten Deutschen standen) und ist ganz vorne angekommen. Und wenn man ihre neuen Lieder in diesem Frühjahr im Radio hört, dann merkt man, dass sie auch ihre eigene Rolle neu aufrollen musste. Es ging gar nicht anders. Denn ihr schlug im Netz viel Hass entgegen, nicht obwohl, sondern weil sie so erfolgreich, unkonventionell, lustig, gutaussehend und vor allem intelligent ist. Mit ihrer Musik und noch dazu mit einer Anti-Hass-Kampagne hat sie sich neu erfunden. Das macht sie nach ihrem Auftritt als Sommermädchen vor neun Jahren schon wieder zu einem Vorbild. Heute ist ihre öffentliche Rolle sogar noch wichtiger als damals. Es geht nicht mehr allein darum, Deutschland als cool darzustellen. Inzwischen ist sie als Instagram-Star und Coach bei „The Voice Kids“ ein positives Leitbild für viele Mädchen. Bitte nicht stören? Das war vielleicht früher das Motto. Jetzt äußert sie sich klar und deutlich. Kein Wunder, dass sie die erste Person ist, die es zum zweiten Mal auf den Titel unseres Magazins geschafft hat – das ist nicht einmal Diane Kruger, Pharrell Williams, Mesut Özil oder Elyas M'Barek gelungen! Im September 2013 sah sie auf dem Cover (siehe www.faz.net/magazin) traumverloren aus. Jetzt schaut sie entschlossen. Damit ist ihre Entwicklung wohl ganz gut ins Bild gesetzt. Die weißen Berge in der Wanne, auch wenn sie natürlich ein ziemliches Klischee sind, machen da Schaum etwas aus. *Alfons Kaiser*



True
Believe In Love

Introducing the Tiffany True Ring

Tiffany.com

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Holger Appel, Irene Bazingar, Dietmar Dath,
Dr. Marco Drewecker, Johanna Dürholz, Leonie
Feuerbach, Dr. Rose-Maria Gropp, Aylin Güler, Martin
Häufermann, Katharina Müller-Güldenmeister, Anna-Lena
Niemann, Celina Plag, Andreas Platthaus, Boris Schmidt,
Peter-Philipp Schmitt, Dr. Michael Spehr, Bernd Steinle,
Karin Truschke, Jennifer Wiebking

Bildredaktion:
Christian-Matthias Pohlert

Art-Direktion:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter
Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte
vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH,
Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten
Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge
und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung
oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich
zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung
von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine
Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als
elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in
Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen
wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der
F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de.
Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de
oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum
genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:
Andreas Gieth

Layout:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei
media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300
90471 Nürnberg

Machen Sie es persönlich.

AACHEN-EILEND Krüttgen
 ANNWEILER Kloos - WohnDesign
 ARNSBERG-NEHHEIM Wiethoff Einrichtungshaus
 ASCHAFFENBURG Möbel Maldhof
 BACKNANG De Gregorio Inneneinrichtungen
 BERSBURG GLADBACH Patt Einrichtungen
 BERLIN Oliver Kuhlmei
 BERLIN Kuslan Einrichtungshaus
 BERLIN Lakeside Interiors
 BONN HSR Hesbo
 BONN Loft Designmöbel
 BRAUNSCHWEIG Möbel Homann
 CELLE WESTERGELLE Wallach Möbelhaus
 DATTELN Möbel Meyer
 DETMOLD ergonomie
 DORSTEN-WULFEN Wohn Centrum Wulfen
 DREIEICH Dietrich Möbel
 DRESDEN ProSitzen + Wohnen
 DÜSSELDORF Klaus Eckhardt - Stilwerk
 DÜSSELDORF Felix Thonshop
 ESSLINGEN Profil Einrichtungen
 ETTLINGEN Haugl Wohn-Design
 FRICKENHAUSEN Single Möbelforum
 FRIEDBERG Segmüller
 GEORGMARIENHUTTE B. Dransmann
 GÖTTINGEN Einrichtungshaus Günther
 GOTTMADINGEN-BIETTINGEN Inpuno
 GROSS GERAU Möbel Heidenreich
 HAMBURG Marks Einrichtungen
 HAMBURG Hüsta-studio Scharbau
 HANAU Möbel Eckardt
 HANNOVER / GARBSEN Möbel Hesse
 HEILBRONN Fromm
 HEMMINGEN-WESTERFELD Möbel Böhm
 HERXHEIM Einrichtungshaus Weber
 HIDDENHAUSEN Ottensmeyer WohnDesign
 HOFBAULE Site Einrichtungshaus
 ILLINGEN Möbelhaus Dörrenbacher
 ILSFELD Jäger-Einrichtungen
 KAARST Hügen Raum und Design
 KASSEL Möbelhaus Armin Speck
 KEHL Kruss Einrichtungen
 KIEL Dela Möbel
 KÖLN-MAARSDORF Möbel Trässer
 KORNWESTHEIM Die Einrichtung Kleemann
 KREFELD DI by Sascha Haag
 KREFELD Feldmann
 KREFELD Hafels Raumausstattung
 KONZEL SAU-GRANBACH Einrichtungshaus Schmezer
 LANGENWESSELACH Turker
 LANGERWEHE Möbel Harten
 LAUCHRINGEN Möbel Dick
 LEIPZIG Möbel Weber
 MANNHEIM Westfalla Möbel-Peek
 MAULBURG Einrichten Schwelgert
 MOERS Dritte Wohnform
 MÖNCHENGLADBACH Tallmann Einrichten
 MONTABAU A-M-S Möbel
 MÜLHEIM AN DER RUHR Partenheimer
 NEUWIED Möbel May
 NORDHORN Möbel Buitkamp
 OLDENBURG Möbel Weirauch
 OLPELÜTRINGHAUSEN Möbelhaus Zeppenfeld
 PARSODRF Segmüller
 PFORZHEIM Dieter Horn
 PULHEIM Segmüller
 RIETBERG Knaup Individuelles Wohnen
 SCHWENFURT Wohnkultur Müller
 SENDEN Möbel Inhofer
 SINDELINGEN Hofmeister Wohnzentrum
 SINDELINGEN Mornhinweg
 SOLINGEN Möbel Demby
 SPEYER Richard maurer wohnDesign
 SPADTLING Möbel Steinbach
 STOCKACH Wohnpare Stump
 SUNDERN Haus der Wohnkultur
 SYKE Wagner Wohnen
 VOERDE WOHNWELT Fahnenbruck
 WALLDORN Wohnfritz
 WEINSTADT Emer Wohnkultur
 WISSBÄDEN Möbelhaus Vogel
 WEITERSTADT Segmüller
 WETZLAR Möbel Schmidt
 WIESLOCH Weckesser Wohnen

Leolux Design Center
 Elbestraße 39
 47800 Krefeld (NRW)
www.leolux.de

Sofa: **Bellice** (Beck design)


leolux
 Just imagine



SIMON SCHWARTZ hat im Auftrag des Deutschen Bundestags die Lebenslinien 45 deutscher Parlamentarier zwischen 1848 und 1990 nachgezeichnet – in Form von Comics (Seite 48). Die Biografien erzählen von Auseinandersetzungen, die über die deutsche Geschichte und über persönliche Schicksale entscheiden. Beides ist dem 36 Jahre alten Schwartz schon aus seinem ersten Comicband „Drüben!“ von 2009 vertraut: Darin beschreibt er auf seine Art, wie und warum seine Eltern einst die DDR verließen.



MICHAEL ULLRICH hat sich die Kette, die Lena Meyer-Landrut für unsere Aufnahmen trug, probenhalber auch selbst angelegt. Und siehe da: Sie steht ihm wunderbar. Zur Not hätte der Fotograf sie womöglich sogar selbst herstellen können, denn er ist gelernter Dreher und Fräser. Ullrich, der auch Schlagzeuger der Nürnberger Band Polizei ist, tauschte für Lena die Drumsticks gegen die Kamera und fotografierte in Berlin (Seite 22) im Savoy-Hotel, in der „Paris Bar“ und, wie auf dem Titel zu sehen, im Schaumbad. Die Fotos wurden noch besser als das Polaroid-Bild, das oben zu sehen ist.

MITARBEITER

IRENE BAZINGER kennt die Berliner Theaterszene genau. Als Kritikerin dieser Zeitung sah sie schon manch ungewöhnliche Inszenierung im Gefängnis oder in einem Schwimmbad – aber noch nie in dem legendären Charlottenburger Savoy-Hotel (Seite 56). Allerdings begegnen ihr immer wieder Künstler, die am liebsten dort übernachten. Dank der Vaganten-Bühne, die ihre Adaption von Vicki Baums Roman „Menschen im Hotel“ quer durchs Savoy zeigt, kann sie das nun bestens verstehen.



KARIN TRUSCHEIT nahm es als willkommene Abwechslung, sich einmal mit Brillanten und Saphiren zu beschäftigen statt mit Mord und Totschlag – den Themen, mit denen sich die auf Kriminalität und Prozesse spezialisierte Redakteurin im Ressort „Deutschland und die Welt“ sonst überwiegend beschäftigt. Während des Besuchs bei der Münchner Goldschmiedin Susa Beck (Seite 54) zeigte sich schnell, dass deren Schmuck das „Elstrige“, wie sie es nennt, in den Kundinnen bedient: Die in allen Farben des Regenbogens glitzernden und funkelnden Ringe und Colliers machen einen großen Bogen um Schlichtheit und Strenge.





MINOTTI PHOTO

MINOTTI.COM

SITZSYSTEM LAWRENCE | DESIGN RODOLFO DORDONI

Minotti B E R L I N BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56
Minotti M Ü N C H E N BY EGETEMEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510
 AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.
 PLZ 01121/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE
 PLZ 6778/9 HANDELSAGENTUR RIEXINGER - T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEXINGER.DE

Minotti



Hier vergeht die Zeit wie im Flug: Die Breitling Aviator 8 ist eine von 26 Uhren (Seite 44), die Lust auf eine neue Zeitrechnung machen.



Zusammenhalt: Auf die beste Freundin kann man immer bauen – das haben auch die Hip-Hopperinnen Gizem Adiyaman (rechts) und Lucia Luciano erlebt. (Seite 36)



ZUM TITEL
 Lena Meyer-Landrut wurde am 8. März von Michael Ullrich im Savoy-Hotel Berlin fotografiert.

- 15 DIETMAR DATH
- 20 KARL LAGERFELD
- 30 BANKSY
- 54 SUSAN BECK
- 66 SASKIA DIEZ

GUT SO Manche Schmuckmarken schauen genau hin, woher das Gold für ihre Stücke stammt. *Seite 16*

KLAPPT SO Diese Outdoor-Möbel sind wie gemacht für lange Sommertage. *Seite 28*

RECHT SO Wer Äthiopien bereist, sollte nicht nur fürs Kaffeetrinken viel Zeit mitbringen. *Seite 35*

GEHT SO Hikmet Sugoer ist ein Pionier des Sneaker-Trends in Deutschland. *Seite 46*

LÄUFT SO In Berlin wird Vicki Baums Drama „Menschen im Hotel“ mit Leben erfüllt. *Seite 56*

WEITER SO Citroën und Seat zeigen die Zukunft des Stadtautos – in aller Kürze. *Seite 64*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung am 28. April bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin

Schön erfolgreich:
 Die Pariserin Alexandra Golovanoff (Seite 62) ist Moderatorin, Instagram-Star, Street-Style-Figur, Modemacherin, Werbetreibende – und Mutter.



Politik im Blick: Der Illustrator Simon Schwartz hat die Lebenswege von Hildegard Hamm-Brücher und 44 weiteren deutschen Parlamentariern ins Bild gesetzt. (Seite 48)



FOTOS: JORIK WESMANN, CLARA NIEBELING, HERSTELLER, ILLUSTRATION: SIMON SCHWARTZ



MAXMARA.COM

MaxMara



Aus der F.A.Z. vom 18. April 1989: Zum 100. Geburtstag von Charlie Chaplin, der am 16. April 1889 geboren wurde, imitieren ihn Spaßmacher Bernard Pintozzi und 84 Kinder.

Foto Barbara Klemm

Vor dreißig Jahren

Wahrscheinlich denkt der Spaßmacher Bernard Pintozzi, wenn er den berühmtesten Filmclown aller Zeiten imitiert, an etwas anderes als an das, woran die Kinder denken, die ihn auf diesem Bild umringen und dasselbe tun. Die ganze Bande feiert den hundertsten Geburtstag des Manns, dessen Marken- aufmachung sie dabei nachahmen. Das geschieht in der Schweiz, am Genfer See, wo Charles Spencer Chaplin, weltbekannt als „Charlie“, zuletzt gelebt hatte und zwölf Jahre vor dieser Aufnahme gestorben ist. Der von Barbara Klemm in einer Art Schraubendrehbewegung festgehaltene Erwachsene verrät mit der leiblichen Haltung, dass er die eigentümliche Mischung aus Grazie und Hilflosigkeit zu reproduzieren versucht, die Chaplin in seinen Stummfilm- produktionen perfektionierte: Pintozzi will wohl an den Landstreicher aus „The Tramp“ (1915) erinnern, der nirgends hingehörte außer auf die Leinwand, an den ungeschickten Glückssucher, der in „The Gold Rush“ (1925) seine Schuhe kocht, und an den Arbeiter wider Willen in „Modern Times“ (1936), der einerseits mit dem Tempo der automatisierten Industrie nicht mithalten kann und andererseits per Körpereinsatz der gesamten Bewegtbildkomik bis heute gültige Rhythmen diktiert hat.

Der Große, der den vielen Kleinen zeigt, wie der kleine Größte war, dem sie alle gleichen wollen, sieht auf dem Bild nicht aus, als wollte er den Mund auf tun. Das ist für alle besser, denn so selten Chaplin sich in seinen klassischen Werken hören ließ, so überwältigend und unnachahmlich war es, als er das schließlich doch tat, nämlich bei dem rätselhaft dadaistischen Gesang, der ihm, samt Pausen und verschluckten Selbsterläuterungen, samt gestisch angedeutetem Bauch und Wirbel mit dem unsichtbaren Spazierstock, ganz allein gehörte, auf dem Höhepunkt von „Modern Times“, und bei der ebenfalls in nichtmenschlichen Zungen gebrüllten geifernden Schreckensrede als

Hitler-Parodie in „The Great Dictator“ (1940). Was man nicht verstehen, sondern nur bewundern kann, versucht man besser nicht zu wiederholen – es wäre so zwecklos wie der Versuch, den Kindern zu erklären, dass sie Chaplin nicht nur kennen, weil er ein bedeutender Künstler war, sondern auch, weil er zum Schutz und Nutzen dieses großen Künstlers lange vor unseren heutigen Urheberrechtsstreitigkeiten und sonstigen Kreativwirtschaftsproblemen einen schlaun Geschäftsmann aus sich hat machen können, der seine Kunstgewinne ins Weitermachen zu investieren verstand, also etwa eigene Filmproduktionsmittel kaufte, schon 1919 einen Zusammenschluss gleichgesinnter Filmkünstlerschaften in Gestalt der Firma United Artists mitbegründete und bis zum Lebensende einen überhaupt nicht lustigen Willen zur künstlerischen wie ökonomischen Unabhängigkeit bewies, an dem sich nicht nur Kinder ein Beispiel nehmen sollten, wenn sie ihre Träume nicht nur träumen, sondern auch leben wollen.

In einer der schönsten Ehrenbezeugungen, die man ihm je erwies, der wunderbaren Tragikomödie „La Rançon de la gloire“ (2014) von Xavier Beauvois, die in unserem dummen Deutschland natürlich nie ins Kino kam, spielen Benoît Poelvoorde und Roschdy Zem nach Motiven aus der Wirklichkeit zwei arme Einwanderer in der Schweiz, die aus persönlicher Not nach Chaplins Tod dessen Sarg inklusive Leiche stehlen und versuchen, von den Angehörigen des Stars Geld zu erpressen. Es geht alles fürchterlich schief, in existenzieller Clownerie, und am Ende finden die beiden harmlosen Verbrecher nur deshalb so etwas wie Gnade, weil sich das zuständige Gericht daran erinnern lässt, dass Chaplins Trampfigur Freund und Verkörperung aller Leute mit schiefem Schicksal war, also auch dieser beiden herzlich unfähigen Grabräuber. Jeder kann Charlie sein, man braucht kaum Schminke und Kostüm – wie es geht und was es bedeutet, hat Chaplin der Menschheit unvergesslich vorgemacht. *Dietmar Dath*

PRÊT-À-PARLER



GOLD MIT GRÜNSTICH

Die Stücke auf dieser Seite haben stilistisch nicht viel mehr gemeinsam, als dass es sich bei allen um Schmuck handelt. Sie sind aus Gelbgold, Roségold, es sind Ketten, Armreife und Ringe, sie sind filigran und massiv. Trotzdem verbindet ihre Schöpfer ein gemeinsamer Nenner, auf den all diese Schätze und zunehmend mehr Marken zu bringen sind. Er lautet: Dieses Gold ist grün.

Das ist kein Widerspruch, zumindest sinngemäß, wenn man bedenkt, dass die Goldgewinnung in den Minen eine der schmutzigsten Industrien überhaupt ist. Sie zerstört Mensch und Umwelt, die großen Krater in den Felsen sind selbst auf Satellitenbildern zu erkennen. Für das Gold eines einzigen Rings müssen die Arbeiter zu-

vor tonnenweise Gestein absprennen und chemische Stoffe hinzugeben, die hinterher in den Flüssen landen. Die Goldgewinnung ist weder sozial noch ökologisch verträglicher als die Suche nach Diamanten, und wenn der Film „Blood Diamond“ aus dem Jahr 2006 mit Leonardo DiCaprio da Aufklärungsarbeit geleistet hat, dann ist sie auch im Hinblick auf Gold nötig.

Dass es anders geht, zeigen die ersten Marken, namentlich Chopard. Im vergangenen Jahr verpflichtete sich das Unternehmen, ausschließlich Gold zu verwenden, das zu 100 Prozent unter ethisch korrekten Bedingungen gewonnen wird. Das Collier (1) ist ein Beispiel dafür. Auch der Schmuck von Quite Quiet (4) kann sich mit dem

Fairtrade-Siegel schmücken. Es bedeutet, dass die Arbeiter, die das Gold gewinnen, sozial abgesichert sind, und dass sie entsprechende Schutzkleidung tragen. Quite Quiet ist drei Jahre alt, und auch die Beispiele Lilian von Trapp (2) und Vieri (3) zeigen, dass eine jüngere Generation von Schmuckmarken mit mehr sozialem und ökologischem Bewusstsein an die Arbeit geht. Die Ohringe von Lilian von Trapp und die Kette von Vieri sind aus recyceltem Gold. Die Designerin Gisa Golpira arbeitet unter ihrem Label Golpira (5) nur mit Gold aus Flüssen. Das sieht man dann sogar stilistisch. Die Form des Armreifs folgt hier der Strömung des Wassers, aus dem das Gold für den Schmuck kommt. (jwi.)

Fotos Daniel Vogl und Carlos Bafile



www.marc-o-polo.com

Marc O'Polo
EYEWEAR

Friends. All you need.



SNEAK AROUND (6) VANS COMFYCUSH ERA

Im März 1966 eröffneten vier junge Männer im sonnigen Kalifornien die Schuhfirma Van Doren Rubber Company. Damals war der Laden bis auf drei Ausstellungsstücke leer, denn Kunden mussten erst ihren Farb- und Modellwunsch als Bestellung aufgeben. Bei Skateboardern fanden die Schuhe dank der robusten Verarbeitung schnell großen Anklang, denn aufgrund der vulkanisierten Sohle mit dem Waffelmuster konnten sie ihr Brett besser kontrollieren. So wurde Vans schon Ende der sechziger Jahre Teil einer aufstrebenden Subkultur. Mehr als fünf Jahrzehnte später leben die Ideen des Mitgründers Paul Van Doren fort, nicht nur durch das Skaten, sondern auch durch Kunst und Musik eine Kultur kreativer Ausdrucksweise zu fördern.

Die erste Version des Vans Era wurde 1976 eingeführt, weil sich die Skate-Legenden Tony Alva und Stacy Peralta funktionalere Schuhe zum Skateboarden gewünscht hatten. Der Era wurde zum ersten Vans-Modell, das durch die Zusammenarbeit von Athleten und Verbrauchern geschaffen wurde. Im selben Jahr kam außerdem erstmals das bis heute bekannte „Vans Off The Wall“-Logo heraus, was im Deutschen so viel heißt wie „von allen guten Geistern verlassen“. Es soll den verrückten und coolen Geist der Marke widerspiegeln.

Ende der Siebziger gab es schon 70 Vans-Läden in Kalifornien, und die Marke wurde von Händlern schließlich auch international vertrieben. Trotz der Popularität gelang der weltweite Durchbruch erst 1982. Sean Penn trug damals im Jugendfilm „Ich glaub', ich steh' im Wald“ Vans-Slip-Ons mit dem Schachbrettmuster. Die Kids feierten den Film, und die Schuhe wurden zum Symbol einer ganzen Generation. Der Checkerboard war plötzlich weltbekannt und gehört heute neben Nike Air Jordan und Converse Chucks zu den legendärsten Sneakern.

Der neue ComfyCush wurde ebenfalls dank Kunden-Feedback entwickelt. Er hat eine einseitige Innenseite mit Zungenbefestigung für eine verbesserte Passform, eine zusätzliche Fußgewölbestützung und eine im Verbund gefertigte Konstruktion aus Schaumstoff und Gummi. Diese Neuerung soll Sneakerheads auf Wolken schweben lassen. Schaumkautschuk-Polsterungen sind zwar nicht neu, doch



Vans arbeitet seit 2016 an einem firmeneigenen Schaumstoff. Die genaue Härte des Gummis für einen angenehmen Tragekomfort zu bestimmen, hat Jahre gedauert.

In den vergangenen Jahren stach das Label vor allem durch Designer-Kooperationen hervor. 2013 gab es eine „collab“ mit Metallica, bei der jedes Bandmitglied einen eigenen Schuh entwarf. Auch der Trend-Designer Gosha Rubchinskij entwarf eine eigene Vans-Edition und reihte sich damit in eine namhafte Liste ein, die von Marc Jacobs über Kenzo bis Supreme reicht.

Als ich vor 15 Jahren Vans statt Swallow auf dem Schulhof trug, wurde ich von Mitschülern noch belächelt. Heute sind die Sneaker auch jenseits der Skaterszene verbreitet. Die Unisex-Modelle Era, Old Skool, Authentic, Sk8-Hi und Slip-On sieht man überall, auch in meinem Schrank. Klassiker eben. *Aylin Güler*



Es kommt nicht oft vor, dass drei Zahlen eine ganze Geschichte erzählen. Beim Porsche 911 funktioniert es – die Chiffre ist weit über die Motorenwelt hinaus verständlich. Seit mehr als 50 Jahren wird der Sportwagen mit der schmalen Taille und den prägnanten Scheinwerfern gebaut, seit diesem Jahr in achter Generation, mit der Baureihe, die offiziell nicht 911, sondern 992 heißt, aber an die Tradition anknüpft. Leistung und Geschwindigkeit reichen als Verkaufsargument aber augenscheinlich auch im

400-PS-Segment nicht mehr. Deshalb beauftragten die Hersteller die Schweizer Fotografin Irene Kung, den neuen Wagen in Szene zu setzen. Entstanden sind sechs Motive, in denen der 911er mal die Garage mit Blick auf das Empire State Building ansteuert, mal hinter einer Herde Dromedare in der Wüste verschwindet. Nicht um den Alltag geht es dabei, sondern um die Inszenierung des Mythos. Ein Abzug ist bei Lumas für einige hundert Euro zu haben. Basispreis des Fotomodells: gut 120.000 Euro. *(ante.)*

PRÊT-À-PARLER

DER SANFTE DESIGN-REBELL

In keinem anderen Land der Welt gibt es so viele herausragende Designer und Designunternehmen wie in Italien. Gründe dafür gibt es viele, unter anderem waren die Italiener schon früher als der Rest der Welt aufgeschlossen gegenüber neuen Technologien. Gleich nach dem Zweiten Weltkrieg gingen sie mutig ans Werk, oft mit viel Humor. Man denke nur an den schwingenden Traktorsessel Mezzadro (1957) von Achille und Pier Giacomo Castiglioni.

Von der stilbildenden Generation junger Architekten, die in den Fünfzigern zu Designer-Stars wurden, lebt heute niemand mehr. Nun ist auch Alessandro Mendini gestorben, der etwas jünger war als die Brüder Castiglioni, Vico Magistretti, Ettore Sottsass und Marco Zanuso. Mendini, der 1931 in Mailand geboren wurde, war ebenfalls Architekt, den Beruf des Designers gab es damals noch nicht. Nach seinem Studium am Mailänder Polytechnikum begann er im Büro von Marcello Nizzoli zu arbeiten und machte sich schnell einen Namen: als Vordenker von Strömungen, die sich für ein von industriellen Zwängen befreites Design einsetzten. Er schrieb für Zeitschriften wie „Casabella“, „Modo“, „Domus“ und „Ollo“, gründete 1973 die Gruppe Global Tools mit, ein Netzwerk von Designern und Architekten wie Sottsass und Gaetano Pesce. 1982 war Mendini einer der Mitbegründer der ersten weiterführenden Designschule, der Domus-Akademie in Mailand.

Erst Ende der achtziger Jahre eröffnete Alessandro Mendini mit seinem acht Jahre jüngeren Bruder Francesco sein eigenes Studio, als er längst auch als Designer arbeitete. So entwarf er etwa eine programmatische Serie klassischer Thonet- und Bauhaus-Stühle, die er mit Farben und Ornamenten ironisch verfremdete. Zu diesen Objekten, die er Re-Design nannte, zählt auch der barocke Sessel Poltrona



Einer seiner letzten Entwürfe: Alessandro Mendini 2018 mit dem Eierpännchen Tegamino für Alessi; links Poltrona di Proust

di Proust (Cappellini) aus dem Jahr 1978. Mendini scheute nicht die Zusammenarbeit mit der „Großindustrie“. Als Art-Direktor hat er nicht nur den Schweizer Uhrenhersteller Swatch geprägt, er war auch seit den Siebzigern ein Freund und Berater von Alberto Alessi. Für ihn baute er den Firmensitz in Crusinallo, einem Ortsteil von Omegna im Piemont, und auch das Alessi-Museum.

Zudem entwarf er einige Bestseller für die italienische Designfabrik, darunter das Korkenzieher-Paar Anna G. (1994) und Alessandro M. (2003) sowie zuletzt Tegamino, ein Eierpännchen mit zwei Griffen (2018). Mendini war auch ein namhafter Architekt, wenn auch kein unumstrittener. Zu seinen bekanntesten Werken zählen der Turm Torre Paradiso in Hiroshima (1988) und das Groninger Museum (1993). Bis kurz vor seinem Tod ging der Designer noch fast täglich ins Atelier zu seinem Bruder. Am 18. Februar ist der sanfte Design-Rebell in seiner Heimatstadt Mailand gestorben. *(pps.)*

FOTOS: AYLIN GÜLER, IRENE KUNG/LUMAS.COM, CARLO LAVORI, HERSTELLER

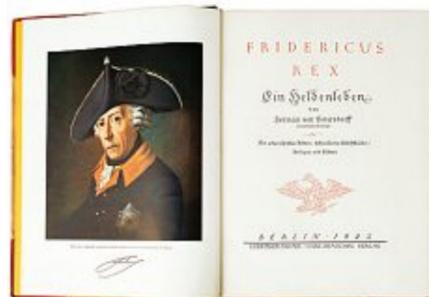
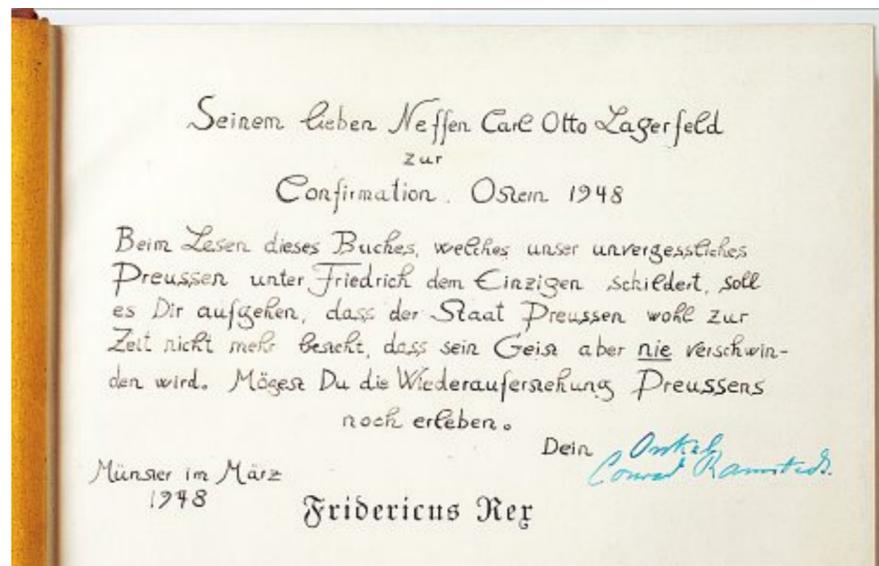


TOM FORD N°002

TOM FORD TIMEPIECES

INTRODUCING THE 002 COLLECTION OF AUTOMATIC AND QUARTZ TIMEPIECES FOR MEN AND WOMEN.

PRÊT-À-PARLER



Dieses Exemplar von „Fridericus Rex – Ein Heldenleben“ bekam Karl Lagerfeld zur Konfirmation. Sein Patenonkel Conrad Ramstedt (rechts), Professor für Chirurgie in Münster, war ein glühender Verehrer des untergegangenen Königreichs Preußen. Nur durch einen Zufall wurde das Buch in Baden-Baden entdeckt.



WIE KARL LAGERFELD ZUM GLÄUBIGEN PREUSSEN WURDE

Für Matthias und Andrea Wirthwein, die Besitzer des Mannheimer Antiquariats „Die Wortfreunde“, war es eine Routinefahrt. Sie hatten von Christopher Pfeleiderer, einem befreundeten Antiquar in Baden-Baden, gehört, dass dort bei einer Haushaltsauflösung auch viele alte Bücher zu haben waren. Also fuhren sie am 22. Juli 2009, einem heißen Sommertag, in die Kurstadt im Schwarzwald. „Wir brauchen manchmal einfach Nachschub, um die Regale zu füllen“, sagt Andrea Wirthwein lakonisch. Dieses Mal war unter dem Nachschub ein ganz besonderer Fund, der den beiden „Wortfreunden“ noch viel Geld einbringen könnte. Denn das Buch, das sie in Baden-Baden entdeckten, sagt viel aus über das Leben Karl Lagerfelds, der am 19. Februar im Alter von 85 Jahren gestorben ist – und der aus vielen Details seines Lebens ein Geheimnis machte.

Damals sah es allerdings nicht nach einem aufregenden Tag aus. Die beiden Antiquare trafen an dem Mietshaus an der Lange Straße 142B Pfeleiderer, den alten Schulfreund Matthias Wirthweins, der vor langer Zeit aus Mannheim nach Baden-Baden gezogen war und dort sein Antiquariat „Im Baldreit“ führt. Im Innenhof des Hauses parkten schon die Transporter des Entrümpfers aus Straßburg, und die Männer kamen schwer bepackt die Treppe herunter. Die Wirthweins nahmen ihre Bananenkisten mit hoch und hofften auf Beute. Aber oben in der Wohnung bot sich ihnen ein trauriger Anblick.

Die Arbeiter, offenbar keine Freunde des geschriebenen Worts, schüttelten die Regale, so dass die Bücher hinausfielen. Der Entrümpfer hatte es auf die leicht angegilbten Schleifack-Regale abgesehen. Überhaupt war die Wohnung „im Sechziger-Jahre-Edel-Stil gehalten“, wie sich Andrea Wirthwein erinnert. Schleifack-Möbel, Leuchter mit Tropfenkerzenglühlampen in Weiß und Gold, Kommoden, Kandelaber, Stilmöbel: „Ein bisschen zusammengestoppelt, aber noch erkennbar mit Ambition.“ Einer der Arbeiter warf die Bücher auf einen Haufen in der Mitte, um Platz für weitere Demontagerbeiten zu bekommen.

Matthias Wirthwein wollte gleich kehrtmachen. „Einfach würdelos, so mit Büchern umzugehen“, sagt er. Immerhin entdeckte er einen Stapel mit Karl-May-Bänden. Aber als Wirthwein die grünen Bände einpacken wollte, sagte der Entrümpfer, dass er die schon für sich reserviert habe. Das gab Wirthwein den Rest: „Andrea, wir gehen.“ Aber seine Frau hatte längst ein paar alte Zeitschriften entdeckt, unter anderem die Erstausgabe der deutschen „Vogue“ von 1928. „Damit kann man Briefumschläge basteln oder Buchbindearbeiten aufpeppen“, sagt sie. Also packte sie die Magazine zusammen und entdeckte dann noch einen alten Prachtband über Friedrich den Großen, dessen Auf-

machung ihr gefiel. Sie packte den Folianten ein, obwohl ihr geschichtsversierter Mann über den alten Schinken sicher nur lächeln würde. So kamen vier, fünf volle Bananenkisten zusammen. Dann Abfahrt zum Pizza-Essen im „Rosso Bianco“ beim Tennisclub Rot-Weiß, danach ein Eis in der Innenstadt, spätnachmittags Heimfahrt nach Mannheim, Kisten in den Laden – und ab nach Hause.

Weil bei den „Wortfreunden“ immer Bananenkisten herumstehen, die auf Bearbeitung warten, und weil die Baden-Baden-Kisten ihn ohnehin nervten, dauerte es Monate, bis Matthias Wirthwein sie auspackte. Das Buch über den Alren Fritz kannte er, im Internet lagen die Preise zwischen 15 und 30 Euro. Als er noch überlegte, ob er es lieber günstig ins Netz stellen oder noch günstiger im Laden anbieten sollte, blätterte er im Buch und entdeckte diese Widmung: „Seinem lieben Neffen Carl Otto Lagerfeld zur Konfirmation, Ostern 1948. Beim Lesen dieses Buches, welches unser unvergessliches Preussen unter Friedrich dem Einzigen schildert, soll es Dir aufgehen, dass der Staat Preussen wohl zur Zeit nicht mehr besteht, dass sein Geist aber nie verschwinden wird. Mögest Du die Wiederauferstehung Preussens noch erleben. Dein Onkel Conrad Ramstedt.“

Carl Otto Lagerfeld? Konnte das sein? War das echt? Oder ein Scherz? Am nächsten Tag begannen Matthias und Andrea Wirthwein zu recherchieren. Sie schrieben die Universität Münster an, wo Conrad Ramstedt Professor gewesen war, und verglichen seine Unterschrift in ihrem Buch mit den Unterschriften auf Karten, die er nach dem



Immer in die andere Richtung: Karl Lagerfeld (rechts) bei einem Klassenflug auf der Kieler Förde 1948. Glaubt man der neu entdeckten Widmung, ging er in dem Jahr auch zur Konfirmation.

Krieg geschrieben hatte – und die noch in der Universitätsbibliothek Münster archiviert sind. Da bestand dann kein Zweifel mehr, dass es sich um den Münsteraner Chirurgen handelte, den Patenonkel des Konfirmanden Karl.

Conrad Ramstedt (1867 bis 1963) war von 1909 bis 1947 Chefarzt der Chirurgischen Abteilung an der Raphaelsklinik in Münster. Bekannt wurde er mit der „Ramstedt-Operation“, dem Eingriff bei einer Magenaustrittsverengung, die er erstmals 1911 an einem Jungen vornahm und die noch heute angewendet wird. Ramstedt war mit Felicitas Bahlmann verheiratet, der Schwester von Lagerfelds Mutter Elisabeth. Nach dem Vater der beiden Schwestern, Karl Bahlmann, dem Landrat des Kreises Beckum von 1899 bis 1922, war der im Jahr 1933 geborene Karl Lagerfeld benannt worden.

In die Lagerfeld-Literatur ging Conrad Ramstedt bisher nur durch eine bezeichnende Anekdote ein. Der Onkel ging mit dem Jungen spazieren, sie kamen an einer Freiligrathstraße vorbei, der Junge fragte, wer Freiligrath war, der Onkel gab ihm daraufhin eine Ohrfeige und beschwerte sich bei seiner Schwägerin später darüber, wie ungebildet ihr Sohn sei, dass er nicht mal den Lyriker Ferdinand Freiligrath kenne. Der Professor, der aus dem 19. Jahrhundert stammte, hielt alte Bildungsideale eben noch hoch. Seine wiederentdeckte Huldigung des Preußentums, die er im Alter von 81 Jahren schrieb, ist insofern nur logisch.

Und verräterisch. Denn Lagerfeld hatte sich stets als kirchenfern bezeichnet. Auf die Überlegung des Moderators der ZDF-Talkshow „Johannes B. Kerner“ vom 9. Juni 2009, „es gibt ja Kommunion oder Konfirmation“, antwortete er: „Nix, nix, nix, nix.“ Ihn interessierte nur die Geschichte der Religion, nicht die Religion selbst. Mit der Widmung in diesem Buch ist es immerhin wahrscheinlich, dass er konfirmiert wurde. Zudem zeigen die Zeilen familiäre Traditionslinien. Für die „Wiederauferstehung Preussens“ sorgte Lagerfeld dann mit seiner eigenen Person.

Und wie kam „Fridericus Rex“ nun nach Baden-Baden? Laut Stadtarchiv meldeten sich Otto und Elisabeth Lagerfeld am 9. März 1960 vom Harvestehuder Weg 85 in Hamburg an die Hahnhofstraße 16a in Baden-Baden um. Am 4. Juli 1967 starb Otto Lagerfeld, am 9. April 1968 meldete sich Elisabeth Lagerfeld nach Paris ab, Richtung Sohn. Vorher könnte sie einer Freundin die Karl-May-Bände, die Magazine und den alten Schinken überlassen haben.

Die Wirthweins berichteten 2009 per Brief auch Karl Lagerfeld in Paris von ihrem Fund. Eine Antwort kam nie – der Modeschöpfer schwelgte nicht gern in Erinnerungen. Für das Buch werden sie nun vierstelligen Gebote bekommen. Aber ob sie es überhaupt herausgeben? Alfons Kaiser



Um mit dem Fluss zu gehen, entlang der sich langsam bewegenden Kanäle, um beeindruckende Reisen mit kleinen Booten zu entdecken, um die Strömung der Gespräche unter uralten Holzbrücken zu erfassen und ein eng verbundenes Leben auf fernen Inseln zu erleben.

HUMAN *by* NATURE



Oberteil aus geformtem Leder von Balmain, langer Ohrring von Saskia Diez

LENA

Lange war sie nicht zu hören. Jetzt ist sie wieder da. Was hat Lena eigentlich die ganze Zeit gemacht?

Von *Johanna Dürrholz*
Styling *Markus Ebner*
Fotos *Michael Ullrich*

Lena kommt in Jogginghose ins Hotelzimmer, steht da, schmal, müde, aber schon mit den perfekten Wimpern, die sie aussehen lassen wie einen in die Wirklichkeit geschubsten Instagram-Filter. Guckt kurz auf die Crew, zieht die Jacke aus und gibt jedem die Hand: „Lena!“ Jedes Mal dieses Lächeln, dieses berühmte Lena-Lächeln, an das einst ganz Europa sein Herz verlor. Woher soll sie wissen, ob die Leute ihren Namen kennen, fragt sie später. Für sie ist es ganz selbstverständlich, sich vorzustellen, hallo zu sagen, das macht man schließlich so. Hallo!

„Ich werd' gleich wach“, verspricht sie. Aber das Interview will sie trotzdem erst geben, wenn sie etwas gegessen hat. Das ist in ihrem Fall ein Omelette, das, so sagt der Make-up-Mann, „wie ein Schwamm“ schmeckt: „Was kann man denn bitte an einem Omelette falsch machen?“

Lena lässt sich nicht beeindrucken von all den Leuten, die schon auf sie gewartet haben, den Berlin-Mitte-Girls, die eine Chanel-Bluse mit einer Dampfbürste bearbeiten, dem Gourmet-Stylisten, dem neugierigen Fotografen, ihrer Managerin, ihrer Assistentin, ihrem Kameramann, der alles filmt, wohl für das „Weekly L“, ihre wöchentlich auf Youtube erscheinende Videoserie, die über ihr Leben berichtet. Sie ist gerade ohnehin im Promo-Modus, ihr neues Album erscheint in diesem Frühjahr, da kommt ihr ein großes Shooting in Berlin gerade recht, da hetzt sie sowieso von Termin zu Termin.

Mit dem Album dauerte es lange, sehr lange, es gab einige Probleme. „Das ist untertrieben, ich hatte viele Probleme“, sagt sie und lacht. „Es war ein schleichen-

der Prozess aus Unzufriedenheit und Unwohlsein.“ Eines Tages telefonierte sie mit ihrer Mutter, erzählte von ihren Gefühlen und davon, wie schwierig es für sie war. Ihre Mutter erwiderte, sie solle einfach machen. „Und da ist es mir quasi wie Schuppen von den Augen gefallen. Ich wusste gar nicht, warum ich dieses Album überhaupt mache. Ich fragte mich: Was hat das für eine Daseinsberechtigung?“ Lange hatte sie schließlich einfach gemacht. Über Jahre hinweg war es immer gleich gewesen: „Abarbeiten. Dieses: Gut, jetzt kommt halt das nächste Album.“

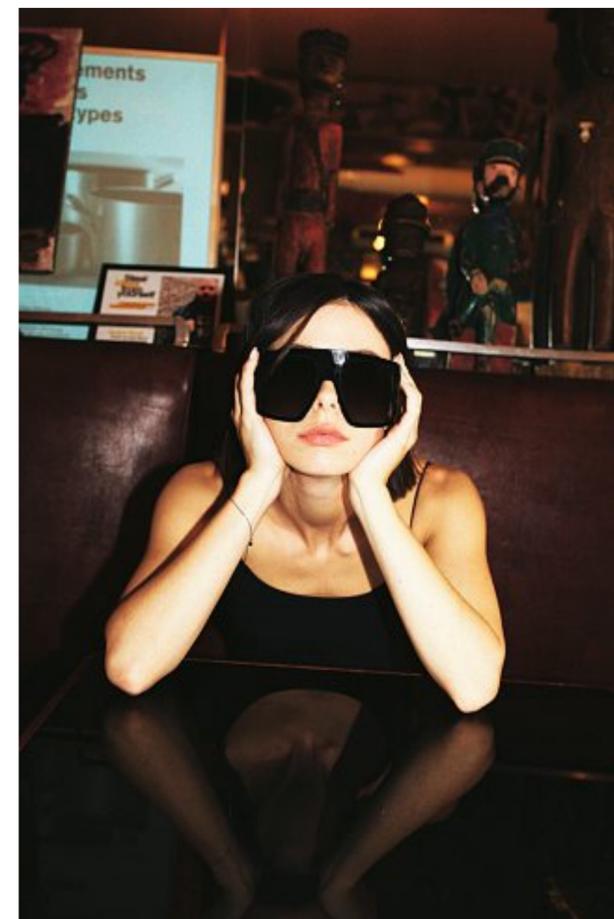
Dazu dann noch die Erwartungen der Fans und des Labels. So konnte und wollte sie nicht weitermachen. Sie war schon recht weit und schmiss dann alles weg, was sie bis dahin hatte, verschob ihre Tour, machte einen glatten Schnitt, meldete sich von sämtlichen Social-Media-Kanälen ab und nahm sich ein paar Monate frei. Bei Youtube erklärte sie sich vorher noch ihren Fans. Und verschwand dann.

Einst war sie der Liebling der Deutschen. Jetzt muss sich Lena immer wieder harsche, ungehobelte, brutale Kritik anhören. Das liegt natürlich auch an ihrem frühen Erfolg. Sie war damals ein Mädchen, auf das jeder irgendetwas projizieren konnte: Die Jungs fanden sie süß, waren sogar in sie verliebt, die Mädchen wollten so sein wie sie, weil sie so witzig war, so hübsch, so echt und laut und gar nicht passgenau, die Erwachsenen fanden sie erfrischend und sahen Potential in ihr. Dieses Engelsgesicht! Diese entzückende Art, englische Wörter seltsam auszusprechen!

„Es gibt unter Menschen die Lebenden und die Erlrochenen“, schrieb Roger Willemssen einst. Die Erlrochenen seien die, die nur Erwartbares tun, sich in Stereo-



Tanktop von Helmut Lang, Hose von Givenchy, Halskette und Armreif von Saskia Diez



Hautenger Jumpsuit mit Spaghettiträgern von Chanel, Sonnenbrille von Christian Dior



Übergroßes Baumwollhemd von Balenciaga



Bikerjacke und Hose von Givenchy, Tanktop von Helmut Lang, Kette und Armreif Saskia Diez

LENA

typen wohlfühlen – und zuhauf in öffentlich-rechtlichen Unterhaltungssendungen zu finden sind. Die Lebenden aber, die seien abrupt, anstrengend, unvorhersagbar. Die Lebenden polarisieren. Und Lena, die war am Leben. Schlagfertig, witzig, immer ein bisschen anders als die anderen, obwohl sie vielleicht nie ganz so gut sang, nie ganz so gut tanzte. Aber sie war wahrhaftig. Gewann die Casting-Show „Unser Star für Oslo“, eroberte das Publikum, war so echt, wie eine Achtzehnjährige nur sein konnte. Antwortete auf blöde Journalistenfragen auch mal direkt: „Du und deine Freunde, redet ihr auch manchmal über Atomkraft?“ – „Nee.“ Und war noch dazu so wunderbar und so natürlich anzuschauen. Dann gewann sie im Jahr 2010 mit dem harmlosen Lied „Satellite“ den Eurovision Song Contest (ESC). Und wurde zum Star, buchstäblich über Nacht.

Nach ihrem furiosen Start ging Lena irgendwann durch eine Trotzphase, „in der ich mich selbst überhaupt nicht leiden konnte“, wie sie heute sagt. Sie war patzig in Interviews, schlecht gelaunt, fand in der legendären Folge von „Durch die Nacht mit...“ mit dem Rapper Casper einfach alles und jeden schlimm. Wir Deutschen waren verwirrt: Was war nur mit unserer Lena geschehen? Dabei erinnern sich wohl alle an die Phase zwischen Jugend und Erwachsenwerden, in der man nicht weiß, was man will, was man kann, wohin man will und wer man ist.

Das ist ungleich schwerer für eine, die diese Phase vor den Augen der Öffentlichkeit durchlebt. Und erst recht für eine mit so viel Persönlichkeit wie Lena, die nie angepasst war. Ist es nicht ganz natürlich, dass sie sich reiben musste an all denen, die sie für klein, lieb, brav hielten? Die ihre eigenen Hoffnungen auf sie übertrugen?

„Ich hab’ so viel Feedback bekommen, so viel Negatives“, sagt sie heute. „Mir wurde das alles zu viel.“ Ihre zweite ESC-Teilnahme war zwar immer noch erfolgreicher als die der meisten anderen Künstler, die für Deutschland antraten: Mit „Taken By A Stranger“ sang sie sich im Mai 2011 auf Rang zehn. Aber das mit der „Mission Titelverteidigung“ war ohnehin eher ein Werbe-Gag – bislang hat nur Johnny Logan zweimal gewonnen.

Lenas Song war auch nicht besonders gut, und irgendwelche Leute von den Öffentlich-Rechtlichen behaupteten dann noch, sie hätte ihre Schlagkraft verloren. Das alles ging ihr nahe, viel näher, als sie zugeben wollte. Also wurde sie patzig. „Das war eine Schutzwand“, sagt sie. „Ich habe versucht, mich abzugrenzen, um nicht so angreifbar zu sein. Das war dann dieses Schlechtgelauntsein.“ Aus der fröhlichen Lena wurde eine unglückliche Lena, die manchmal auch noch schief sang.

Als „verwöhnte Göre in einer oberflächlichen Welt“ bezeichneten sie auch Leser auf FAZ.NET. Solche Kommentare, oft sexistisch, missgünstig, hasserfüllt, häuften sich. Trotzdem wünschte sie sich nie, dass sie das alles wieder rückgängig machen könnte. Oft wird sie danach gefragt. „Das verstehe ich überhaupt nicht.

Ich sag’ dann immer: „Alter, nein, dann wär’ ich doch nicht hier.“ Als sie das sagt, balanciert sie das Handy auf ihrem Knie herum. Sie hat es sich vorher geschnappt, als es darum ging, das Gespräch aufzunehmen. „Komm, ich leg’s hierhin.“ Seither liegt das Smartphone da, auf ihrer Jogginghose, einmal fiel es herunter. Sorry, sorry, aber macht natürlich nichts, hier gibt’s ja Teppich.

Lena wirkt entspannt, spricht klug, ist ruhig, nachdenklich, reflektiert, auch nahbar, so wirkte sie immer, einfach weil sie so frei heraus redet und so offen schaut. Auf all den Hass geht sie in ihrer Single „Thank You“ ein: „Thank you for knocking me down / cause these scars have just made me stronger / and your words they don’t matter now / so thank you, thank you for knocking me down.“

Doch noch etwas ist in den vergangenen Jahren mit ihr passiert. Ihr beruflicher Fokus schien sich zu verlagern. Plötzlich machte sie mit glänzenden Haaren Werbung für Shampoo. Sie wurde Werbebesitzerin von L’Oreal, wurde schnell sehr erfolgreich in den sozialen Medien, besonders auf Snapchat. Für Lufthansa flog sie als Werbefotografin (so hießen Influencer damals noch) 2016 nach Tokio, die Reise tickerte sie über den Snapchat-Account der Fluggesellschaft. Als Instagram 2016 die Storys einführte und viele Snapchat-Fans herüberholte, stieg auch Lena um. Mit 2,5 Millionen Followern ist sie heute eine Größe unter den deutschen Influencerinnen.

Irgendwann kannte man sie nicht mehr wegen der Musik – man kannte sie von Instagram. Ihr Körper veränderte sich, sie wurde fitter, drahtiger, durchtrainierter. Und passte sich immer mehr an die Welt der Influencer an: sportlich, schön, fröhlich – leer. Dann wirkte sie nicht mehr wie eine Lebendige, da zählte sie womöglich schon zu den Erloschenen.

„Ich bin durch meine Abgrenzung immer tiefer in den Abgrund gestürzt“, sagt Lena. Sie hatte das Gefühl, nicht mehr gemocht zu werden, dabei war ihr Bedürfnis danach größer als je zuvor. „Irgendwann dachte ich mir also: Okay, ich spiel’ das Spielchen eben mit. Ich mach’ einfach etwas, das ich gut kann und hinter dem ich mich gut verstecken kann. Und mach’ halt Fashion- und Beautykram und lenk’ mich ab. Und mache halt Sachen, die der breiten Masse nicht viel Angriffsfläche bieten.“ Das war keine bewusste Entscheidung, „aber darauf ist es hinausgelaufen.“

Kann man ihr das verübeln? Und auch wir wollen ja heute etwas von dieser glitzernden Lena abhaben, beim Shooting für dieses Magazin.

Und trotzdem: Lena wurde langweilig. Ein Vorwurf, den man vielen Influencerinnen und Influencern machen kann, jedenfalls denen, die besonders erfolgreich im Mainstream schwimmen: Sie sind nicht authentisch. Sie bewegen sich in einer Scheinwelt voller Produkte, meist aus Mode oder Beauty. Viele Musiker reagieren darauf, indem sie sagen, dass sie die Kanäle privat nicht nutzen. Für die Inter-



Kurzgeschnittene Bluse, hautenger Jumpsuit mit Spaghettiträgern und Schuhe aus transparentem PVC von Chanel

LENA

aktion mit den Fans seien sie aber natürlich toll. Diesen Fehler begeht Lena nicht, sie ist ganz nah an ihren Fans, die sie auf Instagram trifft, und denen sie nie sagt, dass das, was sie da toll finden, eigentlich blöd ist oder fake. Was heißt heute schon privat? Lena begleitet sich an Tagen wie heute permanent selbst mit der Selfie-Cam, macht immer wieder kurze Videos für ihre Fans und hält sie auf dem Laufenden. Ihre Storys findet sie „ziemlich authentisch“. Sie sagt: „Authentizität ist mein Ziel.“

Und doch ist das natürlich auch wieder nicht die private Lena, die sich beim Essen mit Freunden und der Familie zeigt. Es ist meist die Lena, die geschminkt und gestylt wird, die auf einem Shooting ist oder mit dem Fotografen Paul Ripke zu einem Videodreh fährt. Was in der Zeit passiert, in der sie sich nicht filmt, erfährt niemand. Ein Leben in Ausschnitten: Kann das ein ganzes Leben sein?

Diese Rekonstruktion von Realitäten, mithilfe von fünfzehnekündigen Videoschnipseln, die viele Medien betreiben, die dann Unwahres über Lena berichten, hat sie früher sehr gestört. Heute ärgert sie sich immer noch über den Umgang der Medien mit ihr, doch sie versucht, den Ärger nicht überhand nehmen zu lassen.

Doch als sie, zum Erscheinen von „Thank You“, ein Bild von sich vor einem Spiegel postete, auf dem Beleidigungen zu lesen sind, die sie bekam, da übertraf sich die Klatschpresse selbst. „Da hieß es dann: ‚Schock! Lena postet Fotzen-Selfie!‘ Da wusste ich dann auch echt nicht mehr weiter.“ Fast könnte man sagen, Lena ruhe in sich. „Ich versuche, entspannt zu sein, gelassen. Das ist ein wichtiger Schritt auf

meinem Weg zu Authentizität.“ Vom Authentischen spricht sie viel. Dabei scheint es zuweilen so, als sei sie zwar sehr viel fröhlicher als noch vor einigen Jahren. Doch ihre Auftritte bei „The Voice Kids“ oder bei Instagram sind eben oft auch: girly, niedlich, emotional, nett – und gefällig.

Als Lena sich ihre Auszeit nahm, um wieder zu ihrer Kunst zu finden, wollte sie, wie sie heute sagt, ihren „Kern finden“. Vorher fühlte es sich für sie an, als bestünde sie aus lauter Kieselsteinen, die immer wieder zerstreut wurden, immer wieder auseinanderbrachen. „Ich wollte eine Mitte, die unkaputtbar ist“, sagt Lena. Das geht natürlich nicht einfach so. Dafür musste sie alles aufarbeiten, was sie in den vergangenen Jahren nicht aufzuarbeiten bereit war: Hass, Stress, Ablehnung, Stress, negatives Feedback, Stress, nicht erbrachte Leistungen. Ihr Bild mit den Kieselsteinen ist stimmig, betrachtet man die Persönlichkeit, die alle aus ihr formen wollten. Welcher Teil war eigentlich Lena selbst? Steckte sie da noch irgendwo drin?

Der Make-up-Künstler heute ist Philipp Verheyen, der sich auf Stars versteht. Er ist groß, nett und makellos, von oben bis unten in Yves Saint Laurent gekleidet, wahnsinnig schick. Sein Outfit hat laut unserem Stylisten viel Geld gekostet, „das man ja auch erst mal verdienen muss“. Lena schaut herüber und sagt mit ernstem Gesichtsausdruck: „Na ja, es kommt eben darauf an, wie man seine Prioritäten setzt. Dafür isst er halt nix.“ Und dreht sich gleichmütig wieder ihrem Make-up-Freund zu, den sie da gerade bloßgestellt hat. Er schminkt gleichmütig weiter und sagt mit einem Blick auf sein schwammiges Käseomelette, dass er mit einem hervorragenden Stoffwechsel gesegnet sei. Es dauert einen Moment, bis man versteht, dass Lena einen Witz gemacht hat. Mit keiner Miene verrät sie sich.

Ihr Humor macht sie charmant. Leider sind die Momente rar, in denen er öffentlich aufleuchtet. In „The Voice Kids“ ist sie abwechselnd nervig oder weinerlich oder beides zugleich, für viele Zuschauer schwer zu ertragen. Auch wenn sie die jungen

Teilnehmer zuweilen clever um den Finger wickelt (in der dritten Staffel hat ein Kind aus ihrem Team die Show gewonnen), wenn sie sich emotional gibt und auf eine Ebene mit den Kandidaten stellt. Aber da ist eben auch noch ihr immerfröhliches Lächeln in die Handykamera und ihr Rumgehüpfe im Fernsehstudio. „Heeey, meine Lieben“, so beginnt sie viele ihrer Instagram-Storys. Das klingt auch nicht viel besser als bei anderen Influencerinnen, die keine Musik machen und nur für Produkte werben.

Da vermisst man dann doch die alte Lena, der vieles egal zu sein schien, die liebenswert daherquatschte, schlagfertig Pointen setzte, einfach lustig war und, vor allem, tatsächlich das, was in Zeiten superprofessionell inszenierter Selbstdarstellung als höchstes Gut gilt: authentisch, glaubhaft, echt. Passt sie sich dem Social-Media-Mainstream an, weil sie oft so viel Gegenwind bekam? Jedenfalls macht sie sich den Instagram-Wahn, alles müsse perfekt sein, durchaus zu eigen.

Dabei sieht Lena das alles nicht so sehr als Problem von Instagram. „Man muss sich fragen, ob das nicht ein Problem der Gesellschaft ist.“ Dass also gefälliger, oberflächlicher „Content“ weitaus erfolgreicher ist als anderer. „Ich weiß, dass es andere Angebote gibt. Und wenn die nicht so gut geklickt werden wie die Malediven-Blogger, wem soll man das zum Vorwurf machen?“ Ihr Feed ist von oben bis unten kuratiert, in ihren Instagram-Storys ist sie nach eigenen Angaben jedoch „zu 80 Prozent ungeschminkt“. Einen Weichzeichner hat die Siebenundzwanzigjährige aber trotzdem in ihrer Selfie-Cam. „Der war im neuen iPhone drin. Da hab' ich mich auch gewundert, als ich's ausgepackt habe.“

Was junge Menschen, also ihre Follower, konsumieren – sie sieht sich nicht zuständig. „Dafür kann ich nicht verantwortlich sein. Ich kann nur versuchen, Sachen zu zeigen, von denen ich in diesem Moment denke, die sind in Ordnung.“ Hinterher kann das schon wieder anders aussehen, hinterher sieht es oft anders aus. „Das wird sich bei mir auch verändern“, da ist sie sich sicher.

Jetzt ist sie jedenfalls erst mal zufrieden. Weil sie ihren Weg zurück zur Musik gefunden hat. Weil die Musik gut geworden ist, so wie sie es wollte, und das ist vielleicht noch wichtiger, wenn man jahrelang das gemacht hat, was andere wollten.

Auf ihrem neuen Album klingt Lenas Stimme oft viel weicher und weniger ausdrucksvoll als früher. Sie liebt R'n'B und Soul, und in diese Richtung geht nun auch ihre Musik. Dabei fliegt sie zuweilen gekonnt durch ihre Lyrics, die sie allesamt selbst schreibt, singt zart und doch erkennbar. Neben ihrer prägnanten Stimme hat sie auch ihr spezielles Englisch abgelegt.

Insgesamt trifft das Album, treffen die Songs und die Videos, die von Smartphones und Social Media, von Gerüchten und Essstörungen handeln, den Zeitgeist. Lena hat schon immer das gemacht, was gerade angesagt war, und warum sollte sie es auch anders halten als andere Popstars, nur weil sie Deutsche ist, nur weil sie vielleicht nicht alles ganz allein schreibt, geschweige denn produziert, nur weil sie kein Instrument beherrscht und ihre stimmliche Leistung mal solide, mal sehr schön, aber nie die einer herausragenden Vokalistin ist? Lena ist schließlich ein Popstar, und sie verwirklicht sich ganz gut im Mainstream.

Dann das Shooting. Ohne auch nur einmal mit der Wimper zu zucken, schlüpfte Lena in sämtliche Outfits, die man ihr rauslegt, sie ist da Profi. Sie mag den Fotografen, der jedes Bild erst einmal als Polaroid aufnimmt und ihr zeigt. Und der ein an hässlicher Hipness kaum zu übertreffendes Leopardenhemd trägt, das er von einem Mädchen im „Berghain“ bekommen hat, an der Panorama-Bar.

Lena fühlt sich wohl, modeln kann sie. Sie sieht phantastisch aus, sie weiß genau, was zu tun ist. In diesem Business wurde sie groß, vor unser aller Augen ist sie erwachsen geworden. „Alle gucken zu, wa?“ Da ist sie wieder so lenahaft lebendig, und da ist klar: Dieser Stern ist noch lange nicht erloschen.

Vom 12. bis 30. Juni tritt Lena mit der „Only Love Tour 2019“ in Deutschland, Österreich und der Schweiz auf.



Perlenbestickte Bluse und Blazer, Röhrenjeans, mit Pailletten bestickte Plateausandalen und dunkelroter Hut von Saint Laurent by Anthony Vaccarello

Fotograf: Michael Ullrich
Styling: Markus Ebner
Haare und Make-up: Philipp Verheyen
Styling-Assistenz: Emanuela Potorti, Sophia Schünemann, Pauline Barnhusen
Fotografiert am 8. März 2019 im Savoy Hotel Berlin

EIN NEUES TERRE AM HORIZONT

**TERRE
D'HERMÈS**
EAU INTENSE
VÉTIVER

NEU
TERRE D'HERMÈS EAU INTENSE VÉTIVER

BUREAURAMA

Die Hocker und Tische (Magis) mit ihren schrägen Beinen (so lassen sie sich ineinander schieben) hat der in Berlin geborene Designer Jerszy Seymour ursprünglich fürs Büro entwickelt. Die Serie aus verschweißten polyesterlackierten Aluminiumprofilen ist aber auch wetterfest.

**RIVIERA**

Aus Baustahl hat das Designer-Duo Lucidi-Pevere (Paolo Lucidi und Luca Pevere) seine Sitzmöbel-Kollektion für Emu zusammengeschweißt. Ihr minimalistischer Entwurf soll an die dreißiger Jahre erinnern, zugleich wollen die Italiener, dass er sich in die Landschaft integriert, ohne den Blick zu versperren.

**CELL**

Schon vor 2000 Jahren ließ der chinesische Militärführer Kong Ming Laternen in den Himmel steigen. Damals dienten die Laternen der Kommunikation. Für den Designer Matteo Ugolini waren sie nun die Inspiration für seine Leuchten (Karman) aus bronziertem Stahldraht, die es für Tisch, Boden und Decke gibt.

**TICE**

Die Sonnenliege ist Teil einer Möbelkollektion, zu der Stühle, Sessel und Tische sowie Biergarnituren, aber auch ein Servierwagen und ein Tischchen gehören, das man einfach ans Balkongeländer hängen kann. Hersteller ist die britische Marke Made.com, die meint, jeder solle Zugang zu großartigem Design haben.

**CARRIER**

Der niederländische Designer Thor ter Kulve wollte bei sich zu Hause Platz sparen. So kam er auf die Idee, einen Hocker zu entwerfen, der zugleich ein Behälter ist – etwa für Feuerholz. Das leichtgewichtige

Möbelstück (Weltevree) mit Deckel und Tragegriff besteht aus Ecopixel, wiederverwertetem Plastikmüll.

**IREMO**

Das griechische Wort „iremo“ bedeutet so viel wie „ruhig“ oder „gelassen“. Genau so soll der Entwurf des Designers Tino Zervudachi wirken. Für sein Outdoor-Programm (Studio Tectona) kombiniert er zwei Materialien: Glatte Teakholzplanken werden von Aluminium umrahmt.

**TAO**

Nur 36 Zentimeter hoch sind die kleinen Beistelltische aus Beton (Tribù), die wie Skulpturen wirken. Die italienische Designerin Monica Armani hat das Material speziell behandeln lassen, damit der Baustoff nach einem Regenguss schneller trocknet und sich nicht mit Feuchtigkeit vollsaugen kann.

**GARDEN LAYERS**

Zu ihren flachen Liegen (Gan) ließ sich Patricia Urquiola von der alten Tradition indischer Moguln inspirieren, die sich in ihren Gärten auf Teppichen und Kissen ausstreckten. Dieses Gewebe besteht aus Polypropylenfasern, das Gestell aus thermolackiertem Aluminium.

**OCEAN MASTER MAX**

Dougan Clarke ist in Florida aufgewachsen. Was läge näher, als im Sunshine State ein Unternehmen für Beschattungssysteme (Tiuci) zu gründen? Der Schirm – bis zu drei mal 4,25 Meter groß – soll an die Flossenschläge eines Mantarochens erinnern.

CLASSIC

Vor 50 Jahren gründete Oskar F. Weishäupl sein Familienunternehmen. Zum Jubiläum legt Weishäupl einen Klassiker als Sonderedition auf. Der Stuhl mit seinen Teakholzleisten geht allerdings auf einen Entwurf von 1850 zurück. Das Edelstahlgestell gibt es nun erstmals in Graphitgrau.

**CLIZIA**

Angelo Mangiarotti (1921 bis 2012) zählt zu den bedeutendsten italienischen Designern. Das lombardische Unternehmen Agapecasa führt in seiner Kollektion „Mangiarotti“ auch diesen wie eine Sinuskurve geschwungenen Marmorsitz. Es gibt ihn nun erstmals auch aus Beton.

**MAYA**

Schon Mark Gabbertas' Kollektion Cloud für Gloster bestand aus einzelnen Sitzmodulen. Beim Nachfolgemodell hat der Engländer vor allem die Aluminiumprofile überarbeitet, sie sind noch flacher und in ihren Dimensionen kleiner. Die dazugehörigen Tische haben Teakholz- oder Keramikplatten.

**REMINO**

Der Stuhl soll, wie der Name sagt, an etwas erinnern – in diesem Fall an einen Bugholzstuhl der Gebrüder Thonet aus dem späten 19. Jahrhundert. Der spanische Designer Eugeni Quitlet hat aus dem Klassiker einen völlig neuen, stapelbaren Stuhl (Pedrali) entwickelt, der nicht aus Holz, sondern aus Polypropylen besteht.



EIN PLATZ AN DER SONNE

Langsam wird es draußen warm. Aber woher kommen die passenden Tische und Stühle für Balkon, Terrasse und Garten? Wir zeigen 16 der schönsten neuen Outdoor-Entwürfe.

Von Peter-Philipp Schmitt

SOLANAS

Gandiablasco ist ein 1941 gegründetes Familienunternehmen, das zunächst nur Decken herstellte. Seit 2000 konzentriert sich José Antonio Gandía-Blasco auf Outdoor-Möbel „mit architektonischen Eigenschaften“, wie er sagt. Ein schönes Beispiel ist die Kollektion des argentinischen Designers Daniel Germani aus extrudiertem Aluminium, dem Lieblingsmaterial der spanischen Marke.

**BELLMONDE**

Seit fast 30 Jahren setzt Dedon auf Polyrattan. Jedes Jahr werden rund 55.000 Kilometer der wetterbeständigen Faser aus Polyethylen hergestellt und von Hand verflochten. Auch der Sessel des dänischen Designers Henrik Pedersen ist mit dem „ökologisch einwandfreien“ Material bespannt, der Rahmen besteht aus Aluminium.

**RIBES**

Aus einzelnen Modulen setzt sich das neue Sitzmöbelprogramm von Antonio Citterio (B&B Italia) zusammen. Basis ist ein Aluminiumgestell mit Glas-Fiber-Lamellen, an dem sich Lehnen befestigen lassen. Auf den dicken Polstern kann man sich bequem ausstrecken und sogar schlafen.



MALEN NACH NACH ZAHLEN

Er war einsame Klasse. Jetzt treibt er seinen Marktwert in die Höhe. Hat Banksy seine Unschuld verloren?

Von Rose-Maria Gropp

Steigen wir hier nicht in die ausufernde Banksy-Analyse ein. Fragen wir nicht, ob der Franzose Xavier Prou aka Blek le Rat die Graffiti-Kultur im öffentlichen Raum etabliert hat mit der Stencil-Kunst, der Schablonenmalerei zur Verzierung von Wänden und Mauern – die eben der immer noch nicht enttarnte Banksy, wahrscheinlich Jahrgang 1974, zur Perfektion getrieben hat, indem er sich selbst zu Weltruhm hochsprayte.

Beginnen wir bei seinem jüngsten Coup, den jedes Kind bis nach China kennt. Als am 5. Oktober 2018 im Londoner Auktionsaal von Sotheby's sein Spraybild-Unikat „Girl with Balloon“ aus dem Jahr 2006 gerade für knapp eine Million Euro zugeschlagen war, setzte sich ein im dicken neobarocken Rahmen eingebauter Mechanismus wie von Geisterhand in Bewegung und schredderte das Werk mit seinen Zähnchen, akkurat bis zur Hälfte: oben im Rahmen noch der Herzballon, unten herausabhängend die säuberlichen Schnipsel mit dem Kleidchen des Mädchens. Die Handy-Bilder dazu gingen in den sozialen Medien um die Welt.

Es ist schon längst Banksys Strategie, sich wie kein anderer lebender Künstler die sozialen Medien zunutze zu machen, weit über die schönen Guerrilla-Methoden seiner sprühenden Anfänge hinaus. Begonnen hat er in den neunziger Jahren in seiner Heimatstadt Bristol mit heimlichen Aktivitäten, die er dann nach London ausweitete. Schnell stellte sich Bekanntheit ein, die aus dem Spaß an der Subversion resultierte, die zwar unerlaubt, aber menschenfreundlich war, weil seine Graffiti und Parolen ans Herz gingen. Er stand auf der Seite der Zukurgekommenen, der Ausgeschlossenen – und zugleich stand seine künstlerische Inspiration außer Frage.

Sein erstes „Girl with Balloon“ erschien 2002 auf der Waterloo Bridge, er ging damit in London in Serie. Keines dieser Wandbilder existiert mehr, aber in endlosen Repro-



„Love is in the Bin“: Das Schredderbild ist seit März in der Staatsgalerie Stuttgart zu sehen.



Vor Weihnachten 2018: Banksy-Graffito in Port Talbot in Wales

duktionen blieb das Werk erhalten. Bei einer Umfrage 2017 erklärten die Engländer das niedliche Sehnsuchtsmotiv zu ihrem Lieblings-Kunstwerk, vor allen Meistern, die sie sonst so haben. Damit kann man schon etwas anfangen, wenn man so einfallsreich und intelligent ist wie Banksy – so geschehen bei der Versteigerung im Herbst.

Seit den Anfängen hat Banksy sein Imperium enorm ausgeweitet. Mit Büchern und mit Filmen wie dem (selbst-)ironischen „Exit Through the Gift Shop“ von 2010, der 2011 für den Oscar als bester Dokumentarfilm nominiert wurde. Im Jahr 2015 baute er in einem stillgelegten Strandbad in Weston-super-Mare in England „Dismaland“ auf, die schlimme Dystopie eines Freizeitparks. Und 2017 eröffnete er in Bethlehem, wo er schon zuvor mit Spraybildern unterwegs gewesen war, sein Walled-Off-Hotel mit sehr eigenwilliger Ausstattung in palästinensischem Gebiet, nur ein paar Meter hinter der israelischen Grenzmauer. Ein großer Gipsaffe steht in roter Livree als Page vorm Eingang, erworben wird mit der schlechtesten Aussicht der Welt. Wer danach sucht, findet auf einer Website für Hotelbuchungen folgende Beschrei-

bung: „Das Walled-Off-Hotel befindet sich neben den israelischen Sperranlagen in Bethlehem in Palästina und bietet Ihnen eine gute Wahrnehmung von Geschichte, Spiritualität und Emotion. Sehr gefragt!“ So kann man das auch sehen. Zimmerpreise gibt es auf Anfrage.

Solche Sachen kosten viel Geld, zumal Banksy mit einem Kollektiv arbeitet, einer verschworenen Gruppe, die bis heute seine Identität schützt. Konservativ geschätzt, schrieb schon Ende 2017 die „Financial Times“, belaufe sich Banksys Vermögen aus allfälligen Einnahmequellen auf etwa 20 Millionen Pfund. Während Banksys Markenzeichen die längste Zeit die Ablehnung von Kommerz war, allem voran im Kunstmarkt, sorgt er doch für sehr klare Maßnahmen, was seine Arbeiten angeht. Auf seiner Website steht: „Members of the public should be aware there has been a recent spate of Banksy exhibitions none of which are consensual. They've been organised entirely without the artist's knowledge or involvement. Please treat them accordingly.“ Die Ansage ist unmissverständlich. Schon 2009 hat er „Pest Control“ installiert (was viel schöner klingt als „Schädlingsbekämpfung“), einen Bearbeitungsservice für die Marke Banksy. Alle Anfragen zur Authentifizierung von Werken werden dort, und nur dort entschieden; keine *intoxication*, nicht *any kind of illegal activity* wird geduldet. Schärfer könnte kein Werkverzeichnis eines lebenden Künstlers gegen Fälschungen vorgehen. Ordnung muss sein, dafür sorgt als Emblem von „Pest Control“ die Rätin im Schürzchen mit Reisigbesen.

Nein, mit Andy Warhols programmatischer Abschaffung des Originals will Banksy nichts zu tun haben. Eher hält er es mit dem Künstlergenie; das macht ihn schon wieder sympathisch, als späten Enkel der Romantik. Jetzt aber dieses Gewese um „Girl with Balloon“. Die ungenannte „europäische Sammlerin“, die das Bild im noch intakten Zustand ersteigert hatte, entschied sich nach ein



@alenablohm

@gotzonmantuliz

@simon.nessman

@michelbiel

OCEAN FOR LIFE



DISCOVER MORE AT NORTHSAILS.COM

MALEN NACH ZAHLEN

paar Tagen, die Schredder-Variante zu behalten, die von ihrem Schöpfer autorisiert und umgetauft wurde in „Love is in the Bin“. Seltsam resignativ klingt das, als sei nicht nur der Traum von der Liebe in die Tonne gehauen.

Das „Girl with Balloon“, aka „Love is in the Bin“, ist übrigens nicht der Auktionsrekord für ein Werk von Banksy. Der gilt bis heute seinem großartigen Bild „Keep It Spotless (Defaced Hirst)“ von 2007, das bei Sotheby's in New York vor elf Jahren einen Hammerpreis von 1,7 Millionen Dollar (umgerechnet 1,17 Millionen Euro) erreichte, in einer Charity-Auktion allerdings; auch dieser Käufer ist unbekannt. Banksy lässt da ein Zimmermädchen die Leinwand mit einem der Punkte-Gemälde von Damien Hirst ein Stück weit vom Keilrahmen lüften. Es heißt, dass Hirst, einer der am höchsten bezahlten lebenden Künstler, damals gerade eine Arbeit von Banksy erworben hatte. Dessen Bild war dann wohl ein guter Witz unter Kollegen in der obersten Schießklasse. Auch weitere Arbeiten von Banksy bewegen sich bei Auktionen im hohen sechsstelligen Bereich.

Der Gedanke stellt sich ein, ob sich in Banksys Intervention bei Sotheby's, vielleicht ohne Vorsatz, ein Zug von Zynismus eingeschlichen haben könnte? Oder ist ihm mit dieser Kamikaze-Nummer, für einmal, die Kontrolle entglitten? Sein Credo, sich jeder Vereinnahmung durch den Markt zu widersetzen, war schon zuvor eher Teil seiner Persona als Künstler denn durch die Realität gedeckt. Seine nachgereichte Behauptung, die er mit einem Video in den sozialen Medien verbreiten ließ, dass „Girl with Balloon“ von dem eingebauten Schredder an Ort und Stelle ganz hätte zerstückelt werden sollen, war dann kaum noch glaubhaft. Zumal angesichts des Fortgangs dieser Erfolgsstory, in dem einige Ironie liegt.

Denn auch mit der hehren Verweigerung der Musealisierung ist es nun vorbei. Früher schmuggelte Banksy immer wieder, gefilmt von seinen Leuten, kleine lustige Arbeiten in die wichtigen Museen Londons ein, mit klandestinem Vergnügen, bis sie dort überhaupt entdeckt wurden. Diese wundervolle Unterwanderung wird jetzt abgelöst: Die „Liebe im Eimer“ wird regelrecht museal aufgeheizt. Einerseits kann natürlich die neue Besitzerin mit ihrer Erwerbung machen, was sie will; wobei man bei einer Sammlerin annehmen würde, dass sie nicht gegen den Willen des Künstlers handelt. Unterdessen hat sich die Meinung etabliert, dass Banksy das sogar sehr gut gefalle, gewissermaßen als Teil seines Masterplans.

Nachdem das renommierte private Burda-Museum in Baden-Baden „Love is in the Bin“ ein paar Wochen lang ausgestellt hatte, jubelte man dort über fast 60.000 Besucher in vier Wochen. Von denen, ach ja, immerhin knapp die Hälfte auch Eintrittskarten zur gleichzeitig laufenden „Brücke“-Ausstellung lösten. Die Rede war von der „globalen Ikone“, die zur „durchaus spaßvollen Begegnung mit Kunst“ geführt habe. Außerdem soll es zu „Hochstimmung“ im Hotel- und Gaststättengewerbe von Baden-Baden gekommen sein. Das erste Haus am Platz verschickte Mails, auf denen rosafarbene ausgefranste Speisekarten fürs Dinner zu bestaunen waren.

Ist Banksy jetzt ein Heilsbringer für darrende Kunsthäuser? Seit Anfang März hängt „Love is in the Bin“ als Dauerleihgabe in der Staatsgalerie Stuttgart. Genauer: Es wird dauernd umgehängt werden, so dass sich die Besucher „auf die Suche nach Banksy in der Sammlung machen dürfen“. Denn das halbierte Ballonmädchen soll sich „gegenüber Schlüsselwerken der Kunstgeschichte behaupten“. Wollen wir Besucher, will Banksy das überhaupt? Zwei Dinge sind mit solchen Arrangements klar gestellt: Selbst ein Museum wie die Stuttgarter Staatsgalerie unternimmt bisher für unmöglich gehaltene Anstrengungen, um mehr Besucher ins Haus zu bringen. Und kaum jemand zweifelt noch daran, dass die neue Besitzerin von Banksys Streich in Deutschland zu suchen ist, auch wenn ihre Identität noch immer unbekannt ist.

Wahr ist jedenfalls: Selbst wenn Banksy nicht absehen konnte, welche Wege das frühere „Girl with Balloon“ gehen würde, ist er doch sehenden Auges in die Vermarktungsmaschine eingestiegen. Spätestens als er das im Versteigerungssaal teilgeschredderte Objekt zu seinem in jedem Sinn eigenhändigen Werk erklärt und obendrein umbenannt hat. Seither macht es Karriere als „erstes



In politischer Absicht: Das Banksy-Wandbild in Dover (oben) zeigt einen Arbeiter, der die EU-Flagge mit einem Hammer bearbeitet. Und in einem Flüchtlingslager in Frankreich erschien 2015 plötzlich an einer Wand der verstorbene Apple-Gründer Steve Jobs, dessen Vater aus Syrien stammte, mit einem frühen Modell seines Macintosh-Computers.

während einer Auktion geschaffenes Kunstwerk“ und lässt sich Konzeptkunst heißen, gar Soziale Plastik in Anlehnung an Joseph Beuys. Und dass die Propagandisten des Marktes verkünden, es sei so zusätzlich im Wert – vulgo: Preis – gestiegen, war sowieso zu erwarten.

Ob Banksy erreicht hat, was er nie wollte? Einem Auktionshaus, das angeblich geschädigt werden sollte, hat er einen unerwarteten Medienhype verschafft. Ein Werk von ihm fungiert als Zugnummer in einem wichtigen Museum. Vielleicht liegt die wahre Pointe der Aktion aber woanders: nämlich darin, den charmannten Mythos seiner anarchischen Aufsässigkeit dermaßen zu enttuschen. Gnadenlos final offenzulegen, dass er ein unentbehrlicher Teil des Kunstsystems ist. Natürlich weiß er das selbst längst. Trotzdem haben es immer noch nicht alle kapiert. Jetzt hat das Phantom Banksy die Schraube bis zum Anschlag gedreht. Und dafür hat er dann schon wieder Achtung verdient. Gut möglich, dass er gar nicht in den vorigen Stand seiner verspielten Unschuld zurückkehren will.

Von Banksy wird, so oder so, bleiben, was wir lieben: zum Beispiel der Schimpanse, der sich 2002 zum ersten Mal auf einer U-Bahn-Wand gezeigt haben soll, mit dem umgehängten Schild: „Laugh now, but one day I'll be in charge“. Für diese Imago menschlicher Überheblichkeit ist Banksy für immer zu preisen; und für all seine zauberhaften Ratten. Wenn wir uns noch etwas wünschen dürfen: dass nicht in ein paar Jahren eine smarte Truppe gepflegter Mittfünfziger und Mittfünfzigerinnen sich als Banksy outet, weil man irgendwann ja mal an den Ruhestand denken muss. Das würde alles kaputt machen, nicht bloß die Marktpreise. ◀

FOTOS: EPA, AP



MR MARVIS
AMSTERDAM

SUMMER IS CALLING

Starte dein Sommer in style mit der ultimativen Shorts von MR MARVIS. Das ikonische Design in 35 Farben, elastischer Hosenbund, extra Taschen mit Reißverschluss und eine besonders weiche Stretch-Baumwolle machen die MR MARVIS Shorts zu einem Muss in jedem Kleiderschrank. Komm in die #MRMARVISMOOD und der Sommer kann beginnen.

SHOPPE DIE PERFEKTEN SHORTS AUF MRMARVIS.DE

HANDGEFERTIGT
IN PORTUGAL

ELASTISCHER HOSENBUND
PASST SICH DIR AN

EXTRA TASCHEN
MIT REIßVERSCHLUSS

VERFÜGBAR IN
35 FARBEN

KOSTENLOSER
VERSAND & RETOUR



BESTELLE JETZT DEINE MR MARVIS SHORTS AUF MRMARVIS.DE

nur online verfügbar

Jede Jahreszeit hat ihren Schuh. Auch wegen solcher Modelle (Verbenas) macht der Sommer Spaß – wenn er denn kommt.



WER MACHT DEN ABWASCH?

In den Metropolen der Welt, in denen das Wohnen besonders teuer ist, also in New York, London, Peking und so weiter, erlebt die WG nun auch jenseits des Studentenalters eine Renaissance. Der Trend nennt sich Co-Living. Besonders Unverfrorene kaufen sogar Eigentum, ohne dass es ihnen jemals ganz gehört.



Selbst im vergangenen Jahrhundertsommer hat man abends hin und wieder was zum Überziehen gebraucht. Ein Poncho ist also ein Ganzjahresprodukt. Bei Antonia Zander kann man ihn sogar konfigurieren.



Hier haben wir es mit einem echten Berliner „Wegbier“ zu tun. Dafür macht die Dose genug her, und dafür wird es tatsächlich hergestellt – in Reinickendorf. (Motel)



Schöner als im Borgo Egnazia kann man in Apulien kaum Ferien verbringen. Die italienische Designerin Marta Ferri widmet dem Sterne-Hotel eine eigene Kollektion.

Fine fing einst mit aluminiumfreiem Deo-Balsam zum Cremem an. Nicht zum Sprühen, sondern zum Einreiben ist auch das neue Parfum-Öl der Berliner Marke.



Schleifen sind wieder ein großes Ding auf Abendkleidern. Nicht unbedingt zum Kombinieren, aber als Alternative bietet sich diese Clutch an. (Corto)



Auch ein Saftkrug verdient es, Schmuck zu tragen. Die eingearbeiteten roten Perlen am Griff dieses Objekts von Biscuit China sind aus Glas.

Für eine Kaffeezeremonie muss man viel Zeit mitbringen. Die Bohnen werden gewaschen, geröstet und zerstoßen. Der Kaffee, der daraus zubereitet wird, ist stärker, erdiger und ölgiger, als man ihn kennt.



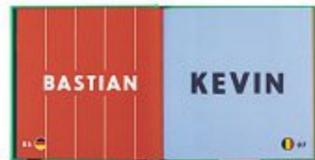
Die Danakil-Ebene liegt bis zu 125 Meter unter dem Meeresspiegel und zählt zu den heißesten Gegenden der Welt. Seit Jahrhunderten wird dort Salz abgebaut – und von Dromedaren auf Märkte im Hochland transportiert.



Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking



„Football Baby Names“ (Bis Publishers) hat ein paar Vorschläge, wie der Nachwuchs heißen könnte – und bemüht sich dabei auch um eine kleine Ehrenrettung des Namens Kevin.



Klar brennen Duftkerzen heute in vielen Haushalten. Aber was ist mit den guten alten Stabkerzen? Molekyl gibt ihnen Halt.

NUR ZUCKERWATTE

Ein seltsames Hochzeitsphänomen greift in Amerika um sich. Einigen Bräuten reicht dort ein Strauß nicht mehr. Der Trend geht zum Zweitbouquet – aus Zuckerwatte. Zwar wissen seit Generationen schon Fünfjährige, dass die Wattewolke was hermacht, aber irgendwann muss man aus dem Alter raus sein, spätestens zur Hochzeit. Eine Candybar reicht.

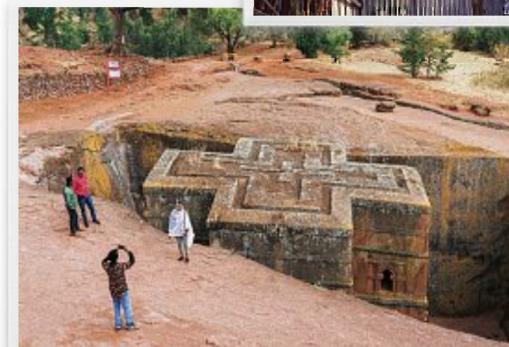
FOTOS: HERSTELLER (V.O. MARTIN HERSTEIN)

Wie Affen im Löwenpelz – so sehen die Blutbrustpaviane aus. Die grasfressende Affenart aus der Familie der Meerkatzenverwandten ist eine der endemischen Arten, deretwegen vor 50 Jahren der Simien-Nationalpark eingerichtet wurde.



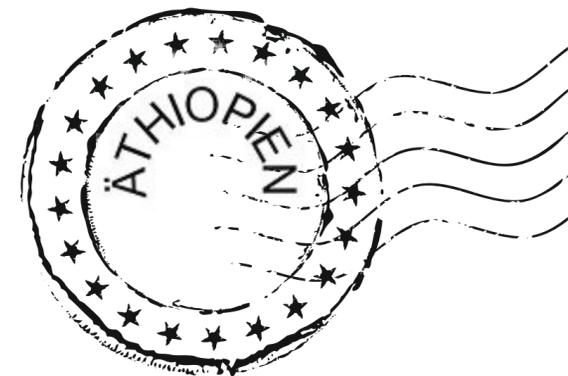
Der herbe Duft von Weihrauch strömt häufig in die Nase. Bei Gebeten und Gottesdiensten verteilen Priester den „Duft des Himmels“ mit Weihrauchschwenkern – und hoffen darauf, dass die Schwaden des kostbaren Harzes ihre Gebete zu Gott tragen.

In der Hauptstadt Addis Abeba findet sich der größte Markt Afrikas. Auf dem „Merkato“ (der Name stammt aus der italienischen Besatzungszeit von 1936 bis 1941) arbeiten etwa 13.000 Menschen. Es gibt Kaffee, Schuhe, Haushaltswaren und vieles mehr.



Von der Felsenkirche Sankt Georg in Lalibela sieht man zuerst das ebenerdige Dach. 15 Meter tief wurde die Kirche ins Felsmassiv aus roter Basaltlava gehauen – ein Meisterwerk, wie von Gott selbst erschaffen.

Grüße aus



Für einen Besuch im Heimatland des Kaffees sollte man sich viel Zeit nehmen.

Von Katharina Müller-Guldemeister



Im Süden Äthiopiens wird Brot aus „falscher Banane“ gebacken. Aus dem Stamm der abessinischen Faserbanane wird Stärke geschabt und zu einem Teig verarbeitet. Er wird in der Erde vergraben, liegt dort monatelang, fermentiert und wird zu einem Fladen ausgebacken. Schmeckt nicht so übel, wie es klingt.



Die Kreativen: Frauke Gembalies, Nina Höke, Ekatharina Iliadis, Claudia Hornemann (von links nach rechts)

Diese vier haben sogar einen gemeinsamen Song: „Le vent nous portera“ von Sophie Hunger. „Der gefällt uns allen“, sagt Frauke Gembalies. „Der Wind wird uns tragen“ – für die Freundschaft der vier gibt es kaum einen stimmigeren Titel. Oft ist die Clique weit verstreut. Doch der Wind trägt sie seit 20 Jahren immer wieder

zusammen. Die Freundinnen kennen sich aus Düsseldorf, wo sie alle lange lebten. Dass sie sich begegneten, hält Höke für einen „absoluten Glücksfall“. Sie leitet mit ihrem Mann die Galerie Sies + Höke, Hornemann mit ihrem Mann Alexander die Schmuckmanufaktur Georg Hornemann. Gembalies und Iliadis kommen aus der Mode, mit dem Label Gembalies entwerfen sie gemeinsam Kollektionen. Die Frauen verbindet „zum Beispiel die

Liebe zu Schönerem und Schönerem“, sagt Iliadis. Theater, Kunst, Mode, Musik. „Abgesehen von gemeinsamen Interessen haben wir schon viel miteinander erlebt, Höhen und Tiefen gemeistert. Zwischen uns gibt es keine Tabuthemen“, sagt Höke. Mit ihren Familien und Partnern verbringen sie seit vielen Jahren die Sommer auf Sardinien, in Häusern gleich nebeneinander. Zum Glück verstehen sich auch die Kinder und Männer untereinander.

Alle Frauen tragen Mode von Gembalies und Schmuck von Georg Hornemann.

Frauke Gembalies: Lady-Serenade-Uhr aus Roségold von Glashütte Original

Nina Höke: Calatrava-Uhr aus Roségold von Patek Philippe

Ekatharina Iliadis: Kaschmirpullover von Parenti's, Tank-Solo-Uhr aus Gelbgold von Cartier

Claudia Hornemann: Midi-Rock in Rostfarben von Valentino

Die Mütter: Sheila Marquez (links) und Shanay Hall

Sheila Marquez und Shanay Hall haben sich ausgerechnet im Zoo kennengelernt. Das war vor einigen Jahren in New York, und weil die Spanierin Marquez und die Australierin Hall damals als Models arbeiteten, gab es gleich Gemeinsamkeiten. Seitdem auch Sheila Marquez das hundefreundliche New York gegen das kinderfreundliche Berlin eingetauscht hat, treffen sie sich regelmäßig. Das liegt nicht zuletzt an ihren Kindern. „Natürlich hat man auch Freundinnen, die keine Mütter sind“, sagt Shanay Hall. „Aber wenn Sheila anruft und mir davon erzählt, wie müde sie ist, dann weiß sie, dass ich sie wirklich verstehe.“ Hall, die mittlerweile nur noch gelegentlich vor der Kamera steht, arbeitet seit drei Jahren als Doula, als Geburtsbegleiterin. Anders als eine Hebamme ist eine Doula keine medizinische Helferin, sondern eine emotionale Stütze, eine Beraterin, die auch nach der Entbindung die junge Mutter noch länger begleitet. „Eine Doula ist wie eine Freundin“, sagt Shanay Hall. „Tatsächlich bin ich mit den meisten meiner Kundinnen auch befreundet.“ Als Sheila Marquez zum zweiten Mal schwanger wurde, war klar, dass Hall in dieser Zeit eng an ihrer Seite stehen und bei der Hausgeburt dabei sein würde. Sie beide kennen den Umstand, weit weg von ihren Familien zu leben. „Mir war es deshalb wichtig, dass außer meinem Partner noch jemand dabei ist, dem ich vertrauen kann“, sagt Marquez. Der Geburt beizuwohnen, das habe ihre Freundschaft weiter gestärkt, sagt Hall: „Du teilst einen der wichtigsten Momente deines Lebens miteinander.“ Jetzt erwartet Hall ihr zweites Kind. Auch das werden die Freundinnen gemeinsam erleben.

Sheila Marquez: geblühtes Maxikleid aus Seide mit plissiertem Rock von Givenchy, Halskette aus Weißgold mit Anhänger aus 18 Diamanten, einem Andenopal und einem Feueropal von der Goldschmiede Hofacker, Panthère-de-Cartier-Armbanduhr aus Edelstahl mit Diamanten auf der Lünette von Cartier, Gelati-Ringe aus Roségold mit Perlmutter und Diamant-Pavé von Bulgari
Shanay Hall: kurzer Pullunder aus Leder in Kirschröt mit cremefarbener Seidenbluse von Acne Studios, Bleistiftrock aus Seide mit Frauenstatue-Print von Marni, Fiaba-Armbanduhr aus Edelstahl mit Roségoldplattierung und weißem Perlmutterzifferblatt von Maurice Lacroix, Kelly-Armreif aus Roségold mit Mianten von Hermès



ALLES TEILEN

Seelenverwandte sucht man sich aus, anders als wirkliche Verwandte. Beste Freundinnen kann man überall kennenlernen – auf dem Schulhof, im Internet, im Zoo. Gemeinsam erzählen sie uns aus ihrem Leben.

Fotos Clara Nebeling, Styling Leonie Volk, Texte Celina Plag



Die Teenager: Nelly, Zora und Ginggan (von links nach rechts)
Nelly ist mit Ginggan befreundet, sie haben sich auf dem Reiterhof kennengelernt. Auch Zora ist Ginggans Freundin. Nelly und Zora sehen sich heute zum ersten Mal, „aber wir haben schon mal miteinander telefoniert, und das heißt was, ich telefoniere sonst nie“, sagt Nelly. Ginggan weiß, dass sie sich auch gut verstehen werden. Sie sagt: „Wir alle drei lieben Pferde“ – und alle fangen an zu lachen. Das sind Ginggan, Nelly und Zora, zwischen 14 und 15, zwischen Kindheit und Erwachsensein, denen

das Elternwort Pubertät nie gerecht werden kann, außer, wenn es bedeuten soll, dass man beinahe jeden Tag die Chance hat, etwas zum ersten Mal zu tun. „In den vergangenen zwei Jahren ist wirklich so viel passiert“, sagt Ginggan. Vor allem mit Jungs. Der erste Kuss, der „noch nicht so toll“ war, der aktuelle Freund, mit dem das schon besser gehe. Die schwindelerregende Zeit erleben sie gemeinsam, sie reden über Stärken und Schwächen, Hoffnungen und Träume. Nelly sagt: „Ginggan ist eine aufgeschlossene Person und kommt selbstbewusst rüber. Aber sie vertraut Menschen zu schnell.“

Und Ginggan sagt: „Nelly ist wie ein Turm, in dem man erst die Tür finden muss.“ Mit Zora erlebt sie „total verrückte Sachen, wir lachen die ganze Zeit“.

Nelly: Jacke und Rock von Versace, Top von Balenciaga über Matchesfashion, Ohrring und Armband von Wald Berlin, Armreif von Tiffany & Co.
Zora: Maxikleid von Marques' Almeida über Matchesfashion, Ohrringe von Margova, Armband mit Süßwasserperlen von Wald Berlin, T-Square-Armband von Tiffany & Co.
Ginggan: Bomberjacke von Louis Vuitton, Haarspangen, Armband und Ring von Margova, Tetra-Azur-Uhr von Nomos, daneben ein Armband von Wald Berlin

ALLES TEILEN

Die Mitbewohnerinnen: Yasmin Bawa (links) und Margaret Flatley
Drei Jahre lang waren die Freundinnen auch Mitbewohnerinnen, erst vor kurzem sind sie jeweils mit ihren Partnern zusammengezogen. Trotzdem sprechen sie noch immer von „ihrer Wohnung“. Bawa, in Edinburgh geboren und in den Vereinigten Staaten aufgewachsen, und die Kanadierin Flatley lernten sich in Stockholm kennen, wo sie gemeinsam bei einem Modelabel arbeiteten, Bawa im Designteam, Flatley im Studio-Management. Über Umwege landeten

beide erst in Berlin und dann in einer Wohngemeinschaft. Die war für sie nicht bloß ein geteiltes Dach über dem Kopf, sondern auch ein kreativer Ort. „Im ersten halben Jahr hatten wir beide nicht viel zu tun“, sagt Flatley. „Wir arbeiteten in unseren Zimmern an unseren Projekten.“ Yasmin Bawa entwickelte in dieser Zeit einen sogenannten Hanf-Beton, aus dem sie heute organisch anmutende Möbel und Gefäße entwirft. Ihre ersten Arbeiten, die auf dem Fußboden ihres Zimmers entstanden sind, hat Flatley spontan fotografiert, darüber entdeckte sie für

sich die Fotografie. „Das Schöne ist, dass ich meine Ideen nie erklären muss“, sagt Bawa.

Yasmin Bawa: überlanges Bicolor-Hemd mit aufgestickter Frauen-Silhouette von Jil Sander, Classic-Fusion-Titanium-Uhr mit grünem Zifferblatt und grünem Alligatorleder von Hublot
Margaret Flatley: semitransparente Nylonjacke mit Rüschedetails und Stehkragen von Louis Vuitton, schwarzer ärmelloser Body von Falke, Ohrringe aus Weißgold mit 38 Brillanten und 66 Saphiren von Goldschmiede Hofacker, Elliros-Date-Damenuhr aus Edelstahl mit blauem Lederarmband von Maurice Lacroix





**Die Aktivistinnen:
Teresa Bucker (links)
und Kübra Gümüsay**

Wann genau sich Teresa Bucker und Kübra Gümüsay das erste Mal begegneten, können beide nicht mehr sagen. „Vermutlich war es vor ein paar Jahren im Internet“, sagt Bucker. Beide Frauen sind Journalistinnen, Feministinnen und Netz-Aktivistinnen. Bucker arbeitet als Chefredakteurin beim Online-Magazin „Edition F“. Gümüsay ist Ko-Gründerin von Eeden, einem feministischen Kreativspace in Hamburg. Als Referentinnen sprechen sie regelmäßig auf Konferenzen und debattieren in politischen Talkshows. Beide finden, dass man die Themen Feminismus und Rassismus nicht voneinander trennen kann, weil sie sich verschränken und verstärken. So unterscheidet sich beispielsweise der Sexismus gegenüber einer schwarzen Frau von dem, den eine weiße Frau erlebe. Dass sich Gümüsay und Bucker bei so vielen Überschneidungen irgendwann über den Weg laufen mussten, war klar. Dass sie gemeinsam für ihren Aktivismus eintreten würden, eigentlich auch. „Erstmals bewusst zusammengearbeitet

haben wir nach den Ausschreitungen der Kölner Silvesternacht, als wir mit anderen Feministinnen den Hashtag #ausnahmslos gegen Sexismus und Rassismus initiierten“, sagt Gümüsay. Teresa Bucker lernte sie dabei als eine Person kennen, die „sehr herzlich ist, gut zuhören und Probleme aus verschiedenen Perspektiven betrachten kann. Egal wie zermürend und kraftraubend die Arbeit manchmal ist, sie behält immer eine Besonnenheit, die guttut.“ Aus der gegenseitigen beruflichen Anerkennung heraus hat sich eine Freundschaft entwickelt. Als Gümüsay im vergangenen Jahr eine schwere Zeit hatte, war Bucker auch privat für sie da. „Ich glaube, du bist die erste, die ich angerufen habe“, sagt Gümüsay.

Teresa Bucker: Paisley-Top aus Seide und gerippter Rock von Chloé, Navitimer-1-Automatic-38-Uhr von Breitling, Ohrhinge mit sechs Zuchtperlen und 16 Diamanten von Chopard, vergoldeter Bicolor-Ring besetzt mit Swarovski-Steinen von Sabrina Dehoff
Kübra Gümüsay: drapiertes Cape von Colville über Matchesfashion, Maxikleid von Eto

ALLES TEILEN



**Die Nixen: Claudia, Diana,
Ulrike, Kathrin, Ewa
(von links nach rechts)**

Ein Fototermin während der Schwimmzeiten lässt diese Damen des Charlottenburger Damenvereins Nixe so kalt wie das Wasser im großen Becken. Zehn Minuten, länger dürfen die Aufnahmen im Stadtbad wirklich nicht dauern, sie wollen auf ihre Bahn. „Wir haben ja nur eine Stunde“, sagt Kathrin. Das Training ist ihnen heilig. Einige kommen einmal die Woche, andere, wie Ewa, sogar dreimal, wenn sie es schaffen. Der Vereinssport ist eine Konstante und sozialer Anker im Leben der Frauen, oftmals bereits seit der frühen Kindheit. Claudia ist seit 44 Jahren Mitglied, Kathrin seit 48. Am Vereinsschwimmen schätzen die Nixen, „dass man eine feste Bahn hat, etwas Kontrolle und die Motivation durch die anderen“, sagt Ulrike. „Und natürlich, dass man quatschen kann“, sagt Ewa. Einige der Frauen sind auch privat befreundet, andere freuen sich über die sportliche Verbundenheit und den Austausch während des Trainings. Wie es den Kindern oder Enkelkindern der anderen geht, weiß hier jede. Ohne hin schwimmen bei den Nixen

nicht selten mehrere Generationen von Frauen und Mädchen einer Familie. Dass die Vereinsatzung bis heute nur Frauen zulässt, zaubert bei einigen der Damen ein stolzes Lächeln aufs Gesicht. Frauenschwimmvereine gibt es nicht viele. 2018 feierten die Nixen Jubiläum, 125 Jahre gibt es den Verein nun. Die Gründung im Jahr 1893 blieb nicht ohne Protest der männlichen Öffentlichkeit. Schwimmsport für Damen existierte bis dato nämlich nicht. Dass Frauen in Deutschland heute selbstverständlich ihre Bahnen ziehen, ist auch dem Mut und Einsatz der allerersten Nixen zu verdanken.

Claudia: vergoldete Messing-Ohrhinge mit Swarovski-Kristallen von Sabrina Dehoff
Diana: hellblaue Clip-Ohrhinge in unregelmäßiger Tropfenform von Marni über Mytheresa
Ulrike: Blüten-Ohrhinge mit einem Pavé aus funkelnden Kristallen von Lela Sadoughi über Mytheresa
Kathrin: vergoldeter Muschel-Ohrhring besetzt mit Swarovski-Steinen von Wald Berlin
Ewa: vergoldete Ohrclips mit großen Kristallen von Sabrina Dehoff



**Die Unterschiedlichen: Martine
QuiPique (rechts) und Julie De Cuyper**

Wenn man die beiden so anschaut, Martine QuiPique mit ihren unzähligen Tätowierungen, Piercings und den kurzen Haaren, wie sie vertraut den Arm um ihre Freundin Julie De Cuyper legt, dann kommt man nicht umhin, an Yin und Yang zu denken. An Gegensätze, die sich anziehen. „Wir sind schon sehr unterschiedlich“, sagt De Cuyper. „Wir kommen beide aus Belgien. Uns verbindet zumindest schon mal der gleiche Humor“, entgegnet QuiPique trocken. „Außerdem

bist du viel klassischer, als du aussiehst“, sagt De Cuyper. „Und du viel verrückter“, entgegnet QuiPique. Die Freundinnen verbindet das Interesse an Piercings und Schmuck, selbst wenn der Zugang jeweils ganz anders ist. Für De Cuyper, die aus einer Schmuck-Familie kommt, erzählen die Stücke persönliche Geschichten. Als sie vor vier Jahren nach Berlin zog, baute sie mit Juuls Juuls einen Onlineshop für echtschmuck auf und entwirft seither eigene Basics. Über Facebook lernte sie die Piercerin QuiPique kennen, mit der sie sich gleich verstand.

Martine QuiPique: Einteiler von Dries Van Noten, Kreolen aus Roségold und Serpenti-Tubogas-Uhr von Bulgari, Chaîne-d'Ancre-Ring von Hermès
Julie De Cuyper: Kleid von Loewe, Halskette mit weißem Diamanten, Halskette mit Buchstaben-Anhänger sowie Ringe in mehreren Goldausführungen von Juuls & Karats über Juuls Juuls, Halskette mit Sternbildanhänger und wendbarer Ring von Sara Esther über Juuls Juuls, Halskette mit Diamanten von Pascale Monvoisin, Haifisch-Ring und einzelner Ohrhring von Bibi van der Velden, „One by One Rainbow“-Ringe von Margova, Oyster-Perpetual-Datejust-31-Uhr aus Weißgold mit Diamant-Lünette von Rolex



**Die Party-Queens:
Lucia Luciano (links)
und Gizem Adiyaman**

Schon auf dem Gymnasium waren die Hip-Hopperinnen Lucia Luciano und Gizem Adiyaman befreundet. Auf dem Pausenhof machten sie zusammen Musik. Einmal nahmen sie sogar an einer schulischen Talentshow teil, „leider haben wir verloren“, sagt Gizem Adiyaman und lacht. Ihrer Liebe zur Musik hat das keinen Abbruch getan, insbesondere nicht jener zu guten Beats: „Ich mochte schon immer Hip-Hop“, sagt sie. „Lucia feiert die Mucke, aber fand den Vibe auf den Partys nicht so nice.“ Denn dass Frauen in Clubs regelmäßig blöd angemacht und angegrabscht werden, ist bis heute leider keine Seltenheit. So auch im männerdominierten Hip-Hop. Das war einer der Gründe, warum in Gizem Adiyamans Kopf die Idee zu einer Hip-Hop-Partyreihe wuchs, „bei der marginalisierte Gruppen im Vordergrund stehen“, Frauen genauso wie Schwarze, transgeschlecht-

liche oder queere Personen. „Mir war sofort klar, dass ich das mit niemand anderem als Lucia machen kann“, sagt Gizem Adiyaman. Längst haben sich die Events der Veranstalterinnen und DJanes, die als Hoe_Mies auch zusammen auflegen und beide 28 Jahre alt sind, in der Berliner Szene etabliert. Nach zwei Jahren ist aus der ersten Idee ein zeitintensiver Vollzeitjob geworden. „Dass wir uns und die jeweiligen Stärken und Schwächen schon so lange kennen, hilft gerade in Stresssituationen sehr“, sagt Lucia Luciano.

Lucia Luciano: Hemdblusenkleid mit Top aus Nike-Strümpfen von Off-White, Move-Addiction-Mono-Ohrring mit Earcuff aus Weißgold von Messika, Estefania-Ohrring aus Roségold von Kim Mee Hye, Chaîne-d'Ancre-Game-Armreif von Hermès

Gizem Adiyaman: zum Netz geknüpftes Racer-Kleid aus Tüll von Christian Dior, Bustier mit elastischem Logo-Band von Calvin Klein, Tokyo-ABC-Ohrringe aus Gold von Sansoeurs, Écrou-de-Cartier-Ring aus Gelbgold von Cartier

MYSTÈRE



HOFACKER



ALLES TEILEN

Fotografin: Clara Nebeling
Styling: Leonie Volk
Haare und Make-up: Isabel Maria Simoneth
Stylingassistent: Pina Riederer
Fotografiert am 9., 10. und 11. März in Berlin
Herzlichen Dank an Rea Mahrous, Anne Elfaza, die Berliner Bäder Betriebe und das Stadtbad Charlottenburg.

Rubine, Saphire, Tsavorite und Diamanten erschaffen eine berauschende Symphonie edler Steine.

www.goldschmiede-hofacker.de
0261 12202 | 0651 9120977
Koblenz | Trier



A. Lange & Söhne Lange 1 25th Anniversary
Vor 25 Jahren feierte die Glashütter Manufaktur A. Lange & Söhne ihre Wiedergründung. Zum Neustart präsentieren die visionäre Manager Günter Blümlin und der Urenkel des Gründers, Walter Lange, eine unverwechselbare Uhr, die unter Kennern zur Legende geworden ist: die Lange 1. Zum Jubiläum gibt's ein Sondermodell aus Weißgold mit graviertem Sprungdeckel auf der Rückseite. 43.700 Euro.

Alpina Alpiner X
Der Sommer kann kommen, und Alpina hat eine Uhr dafür. Die Alpiner X wartet gerade in dieser Farbkonstellation darauf, an den Baggersee mitgenommen zu werden und darf dort dann auch zum Schwimmen am Arm bleiben. Aber sie taugt auch für andere Aktivitäten im Freien und registriert deren Ergebnisse. Abrufbar sind diese über eine Smartphone-App. Ab 895 Euro.



Bell & Ross BR03-92
Uhren von Bell & Ross sehen oft so aus, als ob man sie direkt aus einem Flugzeugcockpit geschraubt hätte. Die neue BR03-92 Bi-Compass ist da keine Ausnahme. Auch ihre Zeitanzeige ist speziell – mit einer Scheibe für die Stunden und einem Zeiger für die Minuten. Passt Männern, die gerne Pilot geworden wären. Etwa 4000 Euro.

Breitling Aviator 8
Und noch eine Fliegeruhr. Aber wer, wenn nicht Breitling, wäre dazu förmlich verpflichtet? Neu in dieser Saison ist die Aviator 8, die von der Navitimer 8 abgeleitet ist. Die Uhren sind der Curtiss Warhawk gewidmet, einem britischen Jagdflugzeug aus dem Zweiten Weltkrieg, und deshalb in Tarnfarben unterwegs. Wer's mag. Der hier gezeigte Chronograph mit Manufakturwerk kostet 7000 Euro.



Carl F. Bucherer Manero Flyback
Diese Uhr ist nichts für Angeber. Die jüngste Variante des Chronographen Manero Flyback erscheint im feinen 18-Karat-Rotgoldgehäuse, der Chronograph wird über filigrane Pilzdrücker gesteuert. Optisch ist das Modell stimmig – Zeiger und Indizes korrespondieren mit dem Gehäuse, das Zifferblatt mit dem gelochten Lederband. Und technisch hat sie auch etwas zu bieten. 15.900 Euro.

IWC Spitfire Timezoner
Mit einer Fliegeruhr von IWC Schaffhausen macht man selten etwas falsch. Das Modell Timezoner mit patentierter Weltzeitfunktion bietet Vielreisenden einen nützlichen Zusatz – auch wenn man nicht Teilnehmer der Expedition ist, der diese Uhr gewidmet wurde, einer Weltumrundung in der Spitfire, einem ehemaligen Jagdflugzeug der Royal Air Force. 13.200 Euro.



Jaeger-LeCoultre Ultrathin Date
Bei Jaeger-LeCoultre ist man kreativ. Das Spektrum der diesjährigen Neuheiten reicht von einer Großen Komplika­tion mit Tourbillon und Schlagwerk im Platingehäuse bis hinunter zu einer schlichten, sehr flachen Automatikuhr mit Datumsanzeige in Stahl. Beide sind absolut erwähnenswert, aber nur eine ist bezahlbar. Die komplizierte Jaeger kostet 955.000, die flache immer noch 7500 Euro.

Maurice Lacroix Aikon Mercury
Auf den ersten Blick meint man, die Uhr sei kaputt. Die Zeiger taumeln orientierungslos über das Zifferblatt. Nur wenn der Träger die Uhr so hält, wie man sie eben hält, wenn man die Zeit ablesen will, stehen die Zeiger auf der richtigen Position. Ein bisschen was muss einem dieser Hokusokus schon wert sein, denn für eine Stahl-Dreizeigeruhr mit Großserienwerk ist die Aikon Mercury nicht gerade ein Schnäppchen. Etwa 7000 Euro.



Montblanc 1858 Split Second
Die Zahl 1858 beschreibt nicht etwa das Gründungsjahr von Montblanc, sondern das der Uhrenmanufaktur Minerva. Die gehört seit 2006 zu Montblanc und ist zum uhrmacherischen Gewissen der Nobelmarke geworden – was sich unter anderem in der Linie 1858 zeigt. Die auf hundert Exemplare limitierte 1858 Split Seconds ist optisch wie technisch ein Highlight. Daher 32.500 Euro.

Mühle Glashütte Panova Grün
Es grünt so grün in Glashütte, nicht nur wegen des Frühlings. Mühle Glashütte hat Freude an der Farbe gefunden und lanciert dieses Jahr nach dem Erfolg der Panova Blau nun eine Panova Grün. Die in ihrer Form sehr schlichte Uhr glänzt im Wortsinn mit einem galvanisierten Zifferblatt. Die Frühlingsuhr wird im Stahlgehäuse und mit verschiedenen Bändern angeboten. 1000 Euro.



Sinn Finanzplatzuhr
Sinn Spezialuhren ist seiner Heimatstadt Frankfurt verbunden. Das dokumentierte das Unternehmen vor 20 Jahren mit der Lancierung ihrer eleganten Modellreihe Finanzplatzuhr. Dieser runde Geburtstag wird mit dem auf 50 Exemplare limitierten Modell 6012 Roségold Jubiläum gefeiert, einem edlen Chronographen mit Vollkalender und Mondphasenanzeige. 14.950 Euro.

NEU ZEIT

Ein analoges Update am Handgelenk?
Die Uhrenmarken haben dafür ein paar Vorschläge.

Von Martin Häußermann



Garmin MARQ Driver
Saubere verarbeitete Titangehäuse, kratzfestes Saphirglas, erstklassige Armbänder – Garmin bringt die Smartwatch auf Augenhöhe mit der hochwertigen Armbanduhr. Das betrifft leider auch den Kaufpreis. Der Einstieg beginnt bei 1500 Euro. Das hier gezeigte Topmodell Driver verfügt unter anderem über vorinstallierte Karten von 250 Rennstrecken, Bezahlfunktion sowie zahlreiche Fitness-Anwendungen. Es ist mit 2500 Euro dann auch entsprechend teurer.

Oris Diver Sixty-Five
Nachhaltigkeit und Umweltschutz werden auch in der Uhrenbranche immer wichtiger. Oris engagiert sich finanziell in Umweltprojekten und dokumentiert sein Engagement mit einer Uhr. Die beliebte Retro-Taucheruhr Sixty-Five bekommt ein Armband aus recyceltem Kunststoff (PET), das recht gut aussieht. 1950 Euro.



Patek Philippe Chronograph 5172G
Der Chronograph mit der Referenznummer 5172G, der das Vorgängermodell 5170P ablöst, ist ein Klassiker im modernen Gewand. Kenner wissen, was das bedeutet: Weißgold statt Platin. Geändert haben sich weiterhin die Drücker (rund statt rechteckig), die Zifferblattfarbe (mittelblau statt nachtblau) und das Band (Kallsleder statt Krok). Und wohl auch der Preis, der bis Redaktionschluss nicht bekannt war. Eine Schätzung: 70.000 Euro.



Rolex Deepsea
Bei allem Hype um die neue Master GMT ist ungerechterweise eine wichtige Rolex-Neuheit des vergangenen Jahres unter den Tisch gefallen. Denn die Deepsea ist nicht nur die ultimative Rolex-Taucheruhr, die bis 390 bar (3900 Meter) dichthält, sondern mit 44 Millimeter Durchmesser auch ein Monument am Handgelenk. Sofern man denn gut trainierte und gebräunte Arme hat. 11.450 Euro.

Porsche Design Timepieces 1919 Chronotimer Flyback
Die filigrane 1919 Chronotimer Flyback feierte vergangenes Jahr Premiere in Schokobraun. Nun legt Porsche Design sie klassisch mit schwarzem Zifferblatt und schwarzem Band aus Rindsleder auf, was ihre klar gezeichnete Linie unterstreicht. Motorentechnisch gibt's nichts Neues. Angetrieben wird sie von selbst konstruierten und chronometertestierten Werk 01.200. Etwa 6000 Euro.



Chopard Mille Miglia Race Edition
Die Mille Miglia gehört zu Chopard wie der See zu Genf. Das gleiche gilt für die Uhrenkollektion, die dem historischen Autorennen gewidmet ist. Seit mehr als 30 Jahren kriecht Chopard jedes Jahr eine neue Mille Miglia. Die aktuelle hat die Zusatzbezeichnung Racing – und wirkt merklich frischer als ihre Vorgänger. Neu und sehr praktisch: die Datumsleupe. 6800 Euro.

Citizen Promaster Diver
Vor 50 Jahren startete der japanische Konzern Citizen mit dem Uhrenvertrieb in Deutschland. Seither steht die Marke gerade bei Wassersportfans hoch im Kurs, nicht zuletzt wegen des Preis-Leistungs-Verhältnisses. Im Jubiläumsjahr bietet Citizen die auf 1000 Exemplare limitierte Promaster-Taucheruhr mit Automatikwerk, Titangehäuse und Kautschukband an. Etwa 400 Euro.



Junghans Max Bill Automatic
Das große Jubiläum 100 Jahre Bauhaus ist für Junghans ein willkommener Anlass, eine Sonderedition seines Bestsellers Max Bill aufzulegen – schließlich hat der Designer unter anderem am Bauhaus studiert. Auch das einst für Junghans geschaffene Zifferblattdesign, das zunächst in einer Küchenuhr verwendet wurde, zeigt es. Eine feine Automatikuhr für Menschen, die reduziertes Design schätzen. 1225 Euro.

Wempe Zeitmeister Sport
Juwelier Wempe aus Hamburg hat in seiner auf Uhrenbau spezialisierten Dependence in Glashütte eine Armbanduhr für das Leben am Wasser entwickeln lassen und dabei wohl nicht nur an die hanseatische Klientel gedacht. Wie viele Stunden bis zum nächsten Hoch- oder Niedrigwasser vergehen, lesen Wassersportler auf der patentierten Drehlunette der neuen Zeitmeister Sport ab. Mit der darf man übrigens auch ins Wasser. 2575 Euro.



Frederique Constant Slimline Manufacture
Während die Schwestermarke Alpina den sportlichen Bereich abdeckt, steht Frederique Constant für klassische Uhren, häufig auch mit hauseigenen Uhrwerken. So wie die neue Slimline Manufacture Power Reserve, deren Name Programm ist. Ein Favorit könnte das Einstiegsmodell im schlichten Stahlgehäuse sein, das zu einem wettbewerbsfähigen Preis angeboten wird. Ab 3295 Euro.

Panerai Submersible 42 mm
Die Taucheruhren von Panerai, die bisher unter Luminor Submersible firmierten, heißen nun schlicht Submersible und wurden in den Rang einer eigenständigen Kollektionslinie erhoben. Bedauerlicherweise bedeutet der Aufstieg für den Kunden auch einen Preisaufschlag. Das Einstiegsmodell, eine 42-Millimeter-Stahluhr, wurde zwar durch eine Keramiklunette aufgewertet, ist nun aber rund einen Tausender teurer. 9500 Euro.



Tutima Flieger
Eigentlich sind Pilotenuhren sachliche, instrumentell anmutende Zeitmesser. Tutima hat seiner neuen Fliegeruhr nun auf Hochglanz polierten Edelstahl sowie mehrere Zifferblätter gegönnt. Kombiniert mit einem braunen Lederband passt die Automatikuhr auch zum Anzug. Von 1350 Euro an.

Tissot Heritage 1973 Chronograph
Retro geht immer. Dafür hat Tissot die Modellreihe Heritage geschaffen, in der historische Vorbilder mit moderner Mechanik neu interpretiert werden. Freunde der siebziger Jahre könnten den 1973 Heritage Chronographen mögen. Gelungen sind hier das leicht tonnenförmige Edelstahlgehäuse, das mehrfarbige Zifferblatt und das zuverlässige Kaliber ETA Valjoux 7753. 1990 Euro.



TAG Heuer Monaco Calibre 11
Es ist das Jahr der Jubiläen. 1969 feierten eine Reihe mechanischer Chronographen mit automatischem Aufzug Premiere. Dazu gehört auch das mittlerweile legendäre Kaliber 11, das Heuer gemeinsam mit Breitling und Hamilton-Büren entwickelte. TAG Heuer hat das Calibre 11 neu konstruiert und lässt es zunächst in der Monaco wieder aufleben. Weitere Modelle werden sicher noch folgen. 5250 Euro.

Seiko Marinemaster
Die Taucheruhren von Seiko werden von Wassersportlern geschätzt. Es liegt wohl an der Ernsthaftigkeit, mit der die Japaner ihre Unterwasseruhren bauen. Das sind keine Spielzeuge, sondern echte Instrumente, und das sieht man ihnen an. Zum Beispiel der neuen Prospex Marinemaster (SLA02J11) mit Monoblock-Stahlgehäuse und hochwertigem Automatikkaliber 8L35. 3200 Euro.



SNEAK PREVIEW

Der Berliner Hikmet Sugoer ist dem Sneaker-Trend in Deutschland vorausgelaufen.

Von Aylin Güler

Um den Turnschuh ist ein Kult entstanden. Längst vorbei sind die Zeiten, in denen man ihn nur zum Sport trug. Heute sieht man Sneaker-Träger im Büro, auf dem roten Teppich und sogar auf Hochzeiten – die Nachfrage nach angesagten Modellen scheint immer größer zu werden. Der Umsatz im Segment Sportschuhe hat sich in Deutschland laut Statista binnen zehn Jahren mehr als verdreifacht: Wurden 2010 noch 839 Millionen Euro damit umgesetzt, werden es in diesem Jahr fast drei Milliarden Euro sein. Der Trend läuft voran, der Massenmarkt eilt hinterher.

Ganz weit vorn war schon vor langem Hikmet Sugoer aus Berlin. Seine Leidenschaft reicht zurück bis in die Schulzeit. „Mein Wunsch als Kind war es immer, für jeden Tag im Jahr ein Paar Schuhe zu haben“, sagt er. Selbst Modelle, die von Mitschülern zunächst belächelt wurden, trug er nicht nur im Sportunterricht, sondern auch auf dem Asphalt – wie den Adidas Superstar, den Klassiker mit der Gummikappe, der 1969 als Basketballschuh lanciert wurde.

Inzwischen hat der Sechszwanzigjährige so viele Sneaker, dass er zwei Jahre lang jeden Tag ein anderes Paar tragen könnte. Von den mehr als 800 Modellen hat er gut 60 selbst entworfen. Das erste Paar für eine große Marke entwarf Sugoer 2005 für New Balance: Damals kostete der Schuh etwa 150 Euro, heute wird das Paar für 1000 Euro gehandelt. Der Design-Autodidakt mit Vordiplom in Betriebswirtschaftslehre und Informatik hat außer Schuhen auch schon Uhren, ein Fahrrad, Trainingsanzüge und sogar ein Auto gestaltet.

Schon während der Studienzeit zog den gebürtigen Berliner das Kreative an. Die Theorie dagegen langweilte ihn schnell. „Alle sagen immer, Studienzeit ist die geilste Zeit. Bei mir war das nicht so.“

Besonders technische Neuheiten auf dem Schuhmarkt faszinierten ihn. Als Hollywoodstar Michael J. Fox 1989 im zweiten Teil von „Zurück in die Zukunft“ den selbst-schnürenden, mit LEDs beleuchteten Nike Air Mag anschnallte, war das für ihn ein besonderer Moment. Trotz seiner Turnschuhliebe stürzt er sich aber nicht auf jeden Hype. „Wenn mein Newsfeed voll ist mit einem Schuh,

trage ich ihn nicht. Selbst wenn ich das Produkt gut finde, ist das ein No-Go für mich.“ Seine Sneaker kombiniert er stets zu schwarzem Shirt und Jeans. Das war vor 20 Jahren so, und es wird auch in 20 Jahren noch so sein, sagt Sugoer. „Ich habe einen Beruf gewählt, der mir das erlaubt. Für mich erfüllt das den Zweck.“

Sein Vater, ein Schneider aus Ostanatolien, arbeitete als Medikamentenfahrer in einem Berliner Krankenhaus, seine Mutter in der krankenhauseigenen Wäscherei. „Als Arbeiterkind musste ich mir meine Studienzeit selbst finanzieren. Also fing ich an, in Sneaker-Läden auszuhelfen.“ Ende der neunziger Jahre eröffnete Sugoer sein erstes Geschäft in Berlin-Mitte. Er verkaufte Retro-Schuhe aus den Sechzigern, Siebzigern und Achtzigern. „Zu dem Zeitpunkt hat das leider keiner verstanden. In Japan und England waren die Leute wild auf Vintage, in Deutschland war das wertlose Secondhand-Ware.“

Adidas verstand das Prinzip. Das Unternehmen, dessen Agentur in Berlin unweit von Sugoers Laden lag, kaufte ihm die Made-in-Germany-Schuhe ab, schickte sie in die Zentrale nach Herzogenaurach und ließ sie als „Made in China“ reproduzieren. „Und plötzlich haben die Leute es verstanden“, sagt Sugoer. „Mir wurde klar, dass mein Geschäftsmodell nicht funktionieren kann.“

Schließlich begann er, Schuhe aus dem Ausland zu importieren und für deutsche Kunden zugänglich zu machen. „Think global, act local hatte ich schon immer in mir drin“, sagt er. Doch das kam bei den großen Marken nicht gut an. „Ich hatte Produkte nach Deutschland geholt, die gar nicht für den deutschen Markt vorgesehen waren.“ Für die deutsche Sneaker-Szene war das ein Schlüsselmoment. Fortan kooperierte Sugoer mit Markenherstellern und arbeitete als Berater für sie.

Einen Namen in der Sneaker-Szene machte er sich spätestens 2002 mit der Gründung von Solebox – einem der ersten Sneaker-Läden in Deutschland. Durch Exklusivmodelle für Asics, New Balance, Puma, Lacoste, Adidas und Reebok erarbeitete er sich einen festen Platz in der Branche. Als 2013 sein Vater schwer erkrankte und sein zweites Kind geboren wurde, kam ihm ein Angebot für Solebox gerade recht: Er verkaufte das Unternehmen an

die Streetwear- und Sneaker-Kette Snipes. Anfangs arbeitete Sugoer als Angestellter weiter, doch wegen Differenzen verließ er den Laden 2015.

„Ich war zum ersten Mal in meinem Leben arbeitslos und wusste, dass das Arbeitsamt mich nicht vermitteln konnte“, sagt er. „Also schlug ich vor, mich selbständig zu machen.“ Alles, was der Solebox-Gründer noch an Geld hatte, steckte er in diese Idee.

Vor drei Jahren wurde Sugoer zum Schuhproduzenten – mit seiner Marke Sonra. Seine Sneaker sind „Made in Germany“ und stehen für handgefertigte Styles aus umwelt- und hautfreundlicher Herstellung. Er verkauft die Schuhe für 280 Euro pro Paar in ausgewählten Läden in Europa und auf seiner Website in limitierter Stückzahl. Nach wenigen Sekunden sind oft bis zu 300 Paar ausverkauft. „Man darf nicht vergessen, dass das alles bei mir zu Hause stattfindet“, sagt er. „Meine Frau und meine zwei Töchter sind mit eingespant, mein Wohnzimmer gleicht einem Schuhlager.“ Jedes Paar wird von Sugoer und seiner Frau inspiziert, bevor es in den Verkauf geht.

Sonra ist türkisch und bedeutet „dann, danach“, auf Englisch „next“ – „so nannte Steve Jobs seine Firma, als er bei Apple zwischenzeitlich ausstieg.“

Hikmet Sugoer sagt, seine Wurzeln seien wichtig für ihn. Mittlerweile hat er nicht nur in Deutschland viele Fans, sondern auch in seinem Heimatland. „Das Schöne an Turnschuhen ist, dass sie politisch neutral sind, dass so viele Kulturkreise zusammenkommen. Traurig ist nur, dass sie ein kommerzielles Gut sind.“

Bei der Berliner Modewoche im Januar präsentierte er ein neues Konzept. Mit dem Schuhpflege-Spezialisten Collonil lud Sugoer Sneaker-Liebhaber zum Community-Event „SchuHS“ ein. Dort stellten sie den gemeinsam entwickelten Sneaker Collonil x Sonra Proto II vor, der auf 200 Paar limitiert ist. In einer Auslosung konnten sich Fans ein Kaufrecht für den Schuh sichern.

Einer der glücklichen Gewinner war Fatih Diker. „Als ich zum ersten Mal einen Sonra in der Hand hielt, war ich Feuer und Flamme“, sagte er. „Die Haptik, die hervorragende Verarbeitung, die Silhouette und die Materialien sind enorm stark. So begann meine Passion,



Made in Germany: Sugoers Sonra-Sneaker gehen prächtig.

alle Modelle haben zu müssen.“ Wer leer ausging, wurde nach dem Event auf Ebay fündig, wo die Schuhe für bis zu 720 Euro weiterverkauft wurden. In der Sneaker-Szene ist dieser Wiederverkauf limitierter Schuhe als Resell bekannt. Die Fans ärgert das, Sugoer sieht es gelassen. „Dem Hersteller ist durch Reselling geholfen, da man dadurch auf dem Zweitmarkt bemessen werden kann und eine Skalierung bekommt, wie erfolgreich das Produkt war.“

Gerald Burkard war mit seiner Tochter eigens aus Oberbayern zu dem Treffen angereist. „Ich bin regelmäßig auf solchen Veranstaltungen, aber das hier toppt alles“, sagte er. Sugoer freute sich besonders, dass viele weibliche Fans gekommen waren, denn die Sneaker-Kultur war lange männlich dominiert. „Frauen fangen an, den eigentlichen Ursprung des Turnschuhs zu verstehen“, sagte er. „Er ist bequem, gemütlich und im Alltag ein besserer Begleiter als ein Absatzschuh.“

„SchuHS“ richtete sich an Turnschuh-Enthusiasten aller Art, ob Hardcore-Sammler oder Sneaker-Neuling. Limitierte Schuhe wurden gekauft, verkauft oder mit Tauschwilligen „getradet“, die angebotenen Sneaker-Kollektionen hatte Sugoer zuvor geprüft. Neulinge erhielten durch Podiumsdiskussionen einen Einblick in die Sneaker-Industrie. Das kam an – mehr als 3500 Besucher schauten bei dem Event vorbei. „Hikmet ist ein brillanter Kopf“, sagte der Darmstädter Fabian Seitz, Sonra-Fan der ersten Stunde. „Er schafft es immer wieder, einen Hype um sich und seine Modelle zu kreieren.“ Und er sei auf dem Boden geblieben, das mache ihn sympathisch.

Seit 2017 schon arbeitet Sugoer mit Collonil zusammen. Beide sind in Berlin zu Hause, stehen für „Made in Germany“, sind Familienunternehmen. „Es war ein steiniger Weg“, sagt Hikmet Sugoer. „Viele sehen nur das Endprodukt, aber es gab Tage, an denen ich zurück in mein altes Kinderzimmer im Elternhaus musste. Und Tage, an denen ich wirklich Existenzängste hatte. Aber man muss diese Wege gehen, um zu lernen, wie man alles besser machen kann.“ Diese Erfahrungen gibt er nun an seine Töchter weiter. „Meinen Mädels sage ich immer, dass es nichts gibt, was sie nicht machen können.“



Selbstläufer: Im Januar präsentierte Hikmet Sugoer in Berlin seinen neuen Sneaker Collonil x Sonra Proto II „Carbon“.

Foto Johannes Krenzer

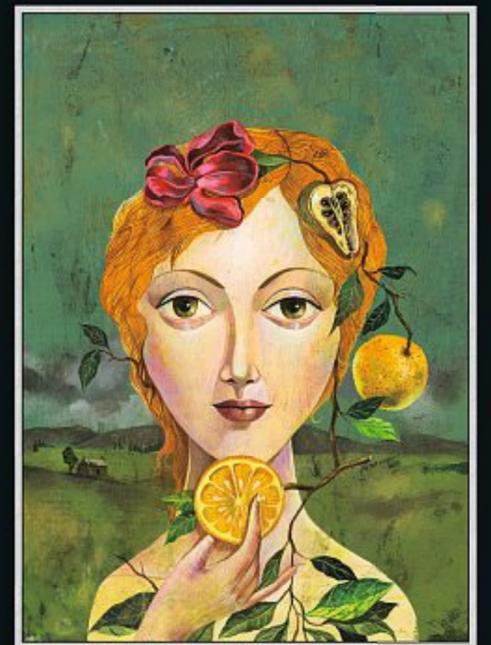
Frankfurter Allgemeine
magazin
Edition

Olaf Hajek Oranges are not the only Fruit

Auflage 150 | handsigniert | 123,8 x 88,8 cm
Fotoabzug unter Acrylglas im Schattenfugenrahmen
Art.-Nr.: OHA55 | ab 1.149 €

Olaf Hajek verbindet die Porträtmalerei und das Stillleben zu einer nie gesehenen neuen Kunst. Vertraute Motive verfremdet er zu surrealen Arrangements. In die geheimnisvollen Erzählungen des Künstlers fließen viele Epochen und Kulturkreise ein. Hajek, der 1965 in Rendsburg geboren wurde, zog nach dem Grafikdesign-Studium an der Fachhochschule in Düsseldorf nach Amsterdam. Dort begann er, frei zu malen. Heute lebt er in Berlin und Kapstadt. Auch seine vielen Reisen machen den Künstler zu einem Grenzgänger der Kulturen. Auf der Titelseite des F.A.Z.-Magazins vom Juli 2018 erschien das Kunstwerk, das nun in der Frankfurter Allgemeine Magazin Edition in Zusammenarbeit mit LUMAS erhältlich ist.

Jetzt bestellen: lumas.com/faz



Clara Zetkin (1857-1933)



Herbert Hupka (1915-2006)



EIN BILD VON EINEM PARLAMENT

Abgeordnete aus anderthalb Jahrhunderten: Der Illustrator *Simon Schwartz* hat im Auftrag des Deutschen Bundestags politische Geschichte ins Bild gesetzt.

Hildegard Hamm-Brücher (1921-2016)

I. Nach dem frühen Tod ihrer Eltern wuchs Hildegard Hamm-Brücher bei ihrer jüdischen Großmutter in Dresden auf. Um der Deportation nach Theresienstadt zu entgehen, nahm sich ihre 80-jährige Großmutter 1942 das Leben. Ihre Brüder kamen in Arbeitslager oder gingen in den Untergrund.



II. 1937 warf man Hildegard Hamm-Brücher als „Halbjüdin“ aus dem Internat Salem. Aus dem gleichen Grund wurde sie später von ihrem Chemiestudium in München zwangsexmatrikuliert. In dieser Zeit lernte sie Sophie Scholl und andere Mitglieder der Weißen Rose kennen, ohne jedoch um deren Aktivitäten zu wissen. Ein Satz aus den Flugblättern der Weißen Rose wurde zu ihrem persönlichen Grundsatz: „Zerreißt den Mantel der Gleichgültigkeit, statuiert Exempel, seid verantwortlich für euer Tun und Lassen, unterlasst Wegsehen und Schulterzucken.“



V. 1969 wurde sie Staatssekretärin für das Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft und später Staatsministerin im Auswärtigen Amt. Das konstruktive Misstrauensvotum gegen Bundeskanzler Helmut Schmidt wollte sie nicht mittragen. Hildegard Hamm-Brücher verlor alle politischen Ämter und wurde in der FDP an den Rand gedrängt.

„Ich finde, dass beide dies nicht verdient haben, Helmut Schmidt, ohne Wählervotum gestürzt zu werden, und Sie, Helmut Kohl, ohne Wählervotum zur Kanzlerschaft zu gelangen.“



VI. Aufgrund ihrer großen Beliebtheit in der Bevölkerung und ihres gesellschaftlichen Engagements blieb sie jedoch eine bedeutende moralische Instanz. Als überzeugte Demokratin war es deshalb nur konsequent, dass sie den formalen Anschluss des DDR-Gebiets an die BRD 1990 ohne einen Volksentscheid über eine gemeinsame Verfassung kritisch bewertete. 1994 kandidierte sie erfolglos für das Amt des Bundespräsidenten.

VII. Entrüstet über die antisraelischen Positionen des stellvertretenden FDP-Bundesvorsitzenden Jürgen Möllemann trat sie 2002 nach 54 Jahren Mitgliedschaft aus der FDP aus. In ihrem Nachruf auf Hildegard Hamm-Brücher schrieb die Wochenzeitung Die Zeit: „Es gab nicht viele, die dafür sorgten, dass wir Deutschen auf dem dünnen Eis der Demokratie nach 1949 nicht eingebrochen sind.“

III. Sie promovierte 1945, wurde Wissenschaftsredakteurin bei der Neuen Zeitung und trat in die FDP ein. 1948 wurde sie Münchner Stadträtin und später bayerische Landtagsabgeordnete, obwohl man sie u.a. bei der Wahl 1962 auf einen schlechten Listenplatz verbannte, da ihre männlichen Parteikollegen sie als „zu klug und zu aufrichtig“ bewerteten.



IV. Von 1976 bis 1990 war sie Abgeordnete des Deutschen Bundestages. Von der Nachkriegsgesellschaft aus „sich selbst rehabilitierenden Unschuldslämmern“ forderte sie eine schonungslose Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit, weshalb sie sich auch für den gesellschaftlichen „Epochenwechsel“ der späten 1980er Jahre begeisterte.

EIN BILD VON EINEM PARLAMENT

Walter Schwenninger (1942-2010)

II. Er studierte Sport und Evangelische Theologie und wurde Lehrer. Doch schon bald zog es ihn aus Deutschland fort und er ging als freiwilliger Helfer nach Afrika und Peru. Schwenninger hatte seine Bestimmung gefunden. Die Entwicklungshilfe für die Dritte Welt wurde sein Lebensthema. In Tübingen gründete er zusammen mit seiner peruanischen Frau den „Club Voltaire“ sowie das „Cine Latino“ und den „Weltladen“.

I. Walter Schwenninger war ein Baum von einem Mann. Als Teil der Hippiebewegung wurde der ehemalige Zehnkämpfer früh politisiert, weshalb er auch nachträglich den Wehrdienst verweigerte.

III. Als frühes Mitglied der noch jungen Partei Die Grünen wurde er 1983 als Abgeordneter in den Deutschen Bundestag gewählt. Dort setzte er sich gegen den Welthunger und deutsche Waffenexporte in die Dritte Welt ein. Ein Foto Schwenningers im Plenarsaal mit Bundeskanzler Helmut Kohl brachte die Gezeitenwende, die der Einzug seiner Partei in den Bundestag markierte, auf den Punkt. Die amerikanische Times druckte es sogar auf ihrer Titelseite.

VI. Den Weg zurück in die Bundespolitik hatte er da schon aufgegeben. Sein letzter Versuch 1994, in den Bundestag einzuziehen, scheiterte an einem aussichtslosen Listenplatz. Den ewigen Streitereien seiner Partei war er da eh schon lange überdrüssig.

IV. Aufgrund des Rotationsprinzips seiner Partei musste er 1985 sein Mandat niederlegen – ein Umstand, der ihn noch viele Jahre lang umtrieb. Mit kurzer Unterbrechung war Schwenninger ab 1989 zehn Jahre Gemeinderatsmitglied seiner Heimatstadt Tübingen und organisierte 2006 eine Städtepartnerschaft mit Villa El Salvador.

V. Regelmäßig rückte Schwenninger dem schwäbischen Lokalmatador Daimler-Benz als „kritischer Aktionär“ zu Leibe. Immer wieder stritt er bei Hauptversammlungen mit dem Firmenvorstand über den Umgang des Konzerns mit Zwangsarbeitern, dem Apartheidsregime in Südafrika, der Militärdiktatur in Argentinien oder Waffenexporten in Krisengebiete.

EIN BILD VON EINEM PARLAMENT

Etwa 160 Jahre deutscher Parlamentsgeschichte sind auf den vorhergehenden vier Seiten versammelt, beginnend mit der 1857 geborenen Clara Zetkin bis zur 2016 verstorbenen Hildegard Hamm-Brücher. Aber es ist keine Geschichtsschreibung im üblichen Sinne, sondern Geschichtszeichnung, angefertigt im Auftrag des Bundestags durch einen jungen Mann namens Simon Schwartz.

Dessen eigenes Leben liest sich nicht weniger abwechslungsreich als die Biographien der 45 deutschen Parlamentarier, die er ausgewählt und in jeweils einseitige Comics umgesetzt hat. Nicht umsonst hat Simon Schwartz seinen ersten eigenen Comicband seiner Familie gewidmet: „Drüben!“ (2009). Darin erzählt er die Lebens- und Liebesgeschichte seiner Eltern, die aus der DDR ausreisen wollten, was ihnen nach langem Warten 1984 bewilligt wurde. Ihr Sohn Simon war damals erst anderthalb Jahre alt. Deshalb konnte er ein Vierteljahrhundert später nicht aus eigenen Erinnerungen ans Leben in der DDR schöpfen, sondern ließ sich von Mutter, Vater und Großeltern berichten, was damals geschehen war. Aus den vielen Stimmen präparierte Schwartz dann seine eigene heraus: die eines Chronisten, der objektiv schreibt, aber subjektiv zeichnet.

Für sein neues Buch „Das Parlament“ konnte er diese Erfahrung abermals nutzen. Als ihn der Kunstbeirat des Deutschen Bundestags auf Initiative des früheren Parlamentspräsidenten Norbert Lammert 2016 mit dem Projekt betraute, 45 Abgeordnetenbiographien in Bilder zu setzen, war zunächst zu klären, wer überhaupt in Frage käme. Rasch einigte man sich darauf, dass nur bereits Verstorbene gezeichnet werden sollten, dafür aber über die gesamte deutsche Parlamentsgeschichte hinweg, also von der Paulskirchenversammlung von 1848 bis zum Deutschen Bundestag nach der Wiedervereinigung, inklusive Reichstag zu NS-Zeiten und DDR-Volkskammer. So wurde auch diese Recherche für Simon Schwartz eine indirekte: Mit den Akteuren seiner 44 Episoden (plus einer über den imaginären Abgeordneten Jakob Maria Mierscheid, eine Gestalt der bundesrepublikanischen parlamentarischen Folklore) konnte er nicht sprechen. Und es sollte keine simple Trennung in Gut und Böse erfolgen, was bei politisch heiklen Themen und Zeitläuften nahegelegen hätte, sondern eine neutrale Schilderung, ohne aber etwaige Schattenseiten zu verschweigen. Schwartz bediente sich seines alten Kunstgriffs: objektiv schreiben, subjektiv zeichnen.

Man nehme nur die erste Folge unserer Auswahl: die Seite zu Clara Zetkin. Deren Demokratieverständnis muss zumindest als zwiespältig bezeichnet werden: In den Reichstag wählen ließ sie sich 1920 nur zu dem Zweck, die junge parlamentarische Demokratie zugunsten einer Räterepublik nach bolschewistischem Vorbild zu besitzigen. Schwartz' Textkästen – Sprechblasen setzt er nur gelegentlich ein – berichten, was historisch nachprüfbar geschah. Seine Seitenarchitektur aber kommentiert das Geschehen um Clara Zetkin, indem der fünfzackige Sowjetstern ins Zentrum gesetzt wird und das Bilder-Ensemble fragmentiert. Die Überlagerung des Lebens durch die Ideologie wird sichtbar, und das werden in den dunklen Farben auch die unvermittelbaren Gegensätze nicht nur der Politik jener Zeit, sondern auch der Biographie der Abgeordneten. „Gleichheit“ ist zentral auf einer Zeitungsschlagzeile zu lesen, aber beschlossen wird die Lebensgeschichte mit Stalin, der es sich nicht nehmen ließ, Zetkins Asche persönlich zum Bestattungsort an der Kremllmauer zu tragen – obwohl beide heftige Differenzen miteinander ausgefochten hatten.

Für die Auswahl der Parlamentarier ist eine solche Brüchigkeit der Lebensläufe typisch. Herbert Hupka etwa, bekannt als der Wortführer der schlesischen Landsmannschaft und somit einer der prominentesten Vertriebenen-Vertreter in der Bundesrepublik, wird von Schwartz erst einmal über die Hälfte der Bilderstrecke hinweg in einer Rolle gezeigt, die das gängige Bild vom Revanchisten relativiert: als Verfolger des NS-Regimes wegen Hupkas jüdischer Mutter. Graphischer Blickfang der Hupka-Episode aber sind die beiden halbierten Büstenporträts: eine davon kopfstehend und rot, was im Zusammenspiel mit der anderen, aufrecht und grau, so etwas wie einen Grenzkorridor zwischen Ost und West ergibt, in den Einzelbilder



der Lebensgeschichte leicht schräg eingefügt sind, als wäre ihnen die Balance verlorengegangen. Die beiden Gesichtshälften addieren sich aber nicht zu einem vollständigen Kopf, sondern es ist jeweils die linke Partie – wie auch der aufrechte Hupka am linken Rand der Seite zu sehen ist. So kontrariert Schwartz das gängige Klischee vom rechten Rand, dem Hupka zugeordnet wurde. In dieser Darstellung ist Platz für ein Leben, das zweimal buchstäblich auf den Kopf gestellt wurde. Und für ein Begreifen davon, was diese Erfahrungen in Herbert Hupka ausgelöst haben.

Hupkas Geschichte zählt zur chronologisch zweiten Hälfte des Projekts „Das Parlament“. Die erste galt Abgeordneten, die bis 1933 im Parlament saßen – eine größere Zäsur hat es in der deutschen Geschichte nicht gegeben. Mit der Bewältigung der nationalsozialistischen Verbrechen haben es denn auch mehr oder weniger alle von Schwartz porträtierten Bundestags- und Volkskammerabgeordneten zu tun: Hupka als Vertriebenen-Funktionär, aber auch als Opfer rassistischer Verfolgung, Hildegard Hamm-Brücher als Enkelin einer jüdischen Großmutter, die sich 1942 vor der drohenden Deportation das Leben genommen hatte, und Walter Schwenninger als Angehöriger der noch im Krieg geborenen Generation, die sich besonders radikal von der Vergangenheit absetzen wollte – einige mittels des Linksterrorismus, andere wie Schwenninger als Anhänger von Internationalismus und alternativen Lebensmodellen. Der Grünen-Abgeordnete wird von Schwartz mit psychedelisch bunten Bildern in Szene gesetzt, was aber nicht als Ausdruck von Konturlosigkeit verstanden werden darf, sondern als Ideal einer Lebensführung: Phantasie als Machtmittel. Nicht umsonst hat Schwartz die Zwischen-

räume als mosaizierten Steingrund gezeichnet: das harte Pflaster, auf dem sich Schwenninger zu bewähren hatte. Der Blickfang des heftig gemusterten Wollpullovers, der sogar den in jeder Hinsicht mächtigen Helmut Kohl an den Rand drückt, ist der bewusste Gegensatz dazu.

Die Seite zu Hildegard Hamm-Brücher wiederum hat die größten Textmengen zu bieten. Und eine Seitenarchitektur, die sich ganz der dominierenden Bildarstellung der langjährigen FDP-Abgeordneten unterordnet. Das erste Panel aber, nachtdunkel über die ganze Breite der Seite gezogen, bildet, obwohl es oben steht, die Basis für die ganze Erzählung, denn aus der Erfahrung von Verfolgung und Verlust im „Dritten Reich“ entwickelt sich erst die Lebensgeschichte, wie Simon Schwartz sie verdichtet hat. Durch die Helligkeit des seitenbestimmenden Halbporträts wird aber auch die Möglichkeit der Überwindung dieses historischen Schattens vorgeführt: durch eine integre Haltung, die hier zusätzlich dadurch betont wird, dass Hildegard Hamm-Brücher ungewöhnlicherweise eine Sprechblase erhält, um sie selbst im Comic zu Wort kommen zu lassen.

Schwartz bezieht sich mit seiner Bildsprache und dem kleinen Format auf die Bilderbogen-Tradition, findet aber in jeder Episode eine eigenständige Seitenarchitektur; auf dieser Seite zeigen wir Entwürfe dazu. Das Konvolut, nun im Band „Das Parlament“ zu bestaunen, ist ein Musterbeispiel anschaulicher Geschichtsvermittlung. Und eine blendende Investition des 2016 etablierten Auftragsprogramms des Bundestags für Künstler. *Andreas Platthaus*

„Das Parlament. 45 Leben für die Demokratie“ (104 Seiten, 22 Euro) von Simon Schwartz erscheint in diesen Tagen im Avant-Verlag.



danish design by · made by

LINDBERG

#shadesofLINDBERG

AUS ATLANTIS

Wellen, Wogen, Wasserwelten: Die Münchner Goldschmiedin Susa Beck fängt mit ihrem Schmuck auf phantastische Weise das Meer ein.

Von Karin Truscheit, Fotos Jana Mai



Schleifen, fräsen, hämmern, modellieren: Susa Beck bearbeitet das Gold noch mit der Hand, dafür braucht sie keine Computerprogramme.

Der Schmuck ist das Werk ihrer Hände. Das sieht man spätestens, wenn Susa Beck einen Rauchquarz unters Licht hält. Unzählige feine Risse durchziehen ihre Fingerkuppen. Die Finger, die den Stein ganz leicht mal hierhin, mal dorthin drehen, um genau zu sehen, welchen Weg das Licht durch ihn nimmt, gehören zu sehnigen, wenn auch zierlichen Arbeiterhänden.

Susa Beck schleift, fräst, hämmert, modelliert seit Jahren mit ihren Händen an allem herum, was die Erde an Edelmetallen hergibt. Von vielen Dingen in ihrem Leben könnte sie sich verabschieden, sagt die Goldschmiedin, nicht aber von ihrer Werkstatt, die sie brauche „wie eine Schildkröte ihren Panzer“. Als Handwerk im Wortsinne versteht sie ihren Beruf. Sie hat ihn erlernt, weil ihr Vater ihren eigentlichen Berufswunsch, Innenarchitektin, mit dem Satz bedacht hatte: „Dann stehst du anschließend im Möbelgeschäft.“ Goldschmiedin hingegen fand er gut – das könne man auch „immer nebenbei im Keller“ machen.

Nicht im Keller, sondern in ihrem Atelier im Münchner Stadtteil Lehel entwirft Susa Beck Ringe, Colliers, Armbänder und Ohrschmuck. Für die Stücke kommen die Kunden aus dem In- und Ausland nach Terminabsprache zu ihr. Alles scheint bei diesem Schmuck in Bewegung zu sein, durch die Form oder das Licht, das die blitzenden Edelsteine zurückwerfen.

Im Ring Glittering Waves sind auf Wellen aus achtzehnkärtigem Roségold verschwenderische 350 braune Brillanten zu glitzerndem Abendlicht gefasst. So ähnlich funkelt die Isar, die in der Nähe des Ateliers vorbeirauscht, bei Sonnenuntergang. Und die goldene Spirale des Anhängers Twister, gespickt mit Blautopasen, Brillanten und Tsavolithen, hält einen tropfenförmigen Ocean Jaspis und wirkt dabei wie ein kleiner Tornado über einem Mini-Pazifik.

Nichts Statisches, trotz seiner Größe, hat auch einer ihrer jüngsten Entwürfe, der Honey Comb. Maßgefertigte goldene Waben umhüllen, einem durchlässigen Futteral gleich, den Finger, mit mal fünf-, mal viereckigen Einbuchtungen, die oval oder rund auslaufen. Das Licht gleitet an den Waben entlang und bricht sich dann an Turmalinen, Saphiren und Rubinen, die an den Einbuchtungen leuchten wie Blumen an einem Hang.

Wellen, Wogen, Waben. Susa Beck rüfelt lange an einer Rohform herum – die Zange in der Hand, Vergrößerungsbrille im Gesicht, das lange Haar hochgezwickelt, den Rücken über das hölzerne Werkbrett gebeugt, das übersät ist mit Kerben und Schrammen. Neben ihr Fräsmaschine und Drahtrollen, Hammer und Kugelpunzen, mit denen man Formen ins Metall treibt. Ihre Werkstatt sieht auch aus wie eine Werkstatt, ein Grund vielleicht, warum viele Männer ihrer Kundinnen, wenn die Paare gemeinsam ins Atelier kommen, plötzlich eine andere Beziehung zu Schmuck entwickeln.

Die Handmodelage ist ihr wichtig, zuweilen sind beim Ohrschmuck der rechte und der linke Ohrring nicht unbedingt identisch, was durchaus gewollt ist. Mit dem Computer könnte man die Form einfach spiegeln, doch dann „fehlt die Lebendigkeit“. Solche Programme findet sie „seelenlos“, sie braucht die Haptik. Geschmiedet wird mit Gold, Silber, Platin, bearbeitet werden Bronze und Rhodium, Muscheln, Kieselsteine, Blütenblätter.



Handwerk an der Hand: Susa Beck trägt ihren Schmuck auch selbst, hier den Ring Orlando Giant.



Künstlerische Handschrift: Ihr Schmuck, hier der Ring Schilf, scheint immer in Bewegung zu sein.

Ihre Steine lässt Susa Beck in den Maßen einschleifen, die sie braucht. Sie kauft aber nur bei Steinhändlern, die sie persönlich kennt, darauf legt sie als Diamantgutachterin und ausgebildete Gemmologin Wert. So viele Steine auf dem Markt seien mittlerweile bearbeitet, die Schönheit werde künstlich verstärkt. „Das kann in manchen Fällen gelingen oder auch nicht – wie bei einer Schönheitsoperation.“ Schon im alten Ägypten habe man den Charakter der Steine intensiviert. „Doch manche der Techniken schießen über das Ziel hinaus.“ Entscheidend sei das Charisma eines Steins, nicht dessen Makellosigkeit.

Bei der Fassung hingegen ist Präzision unabdingbar. Dazu tragen auch hochqualifizierte Edelsteinfasser bei. Ihre Steine lässt Susa Beck in Deutschland fassen, daran will sie festhalten, auch gegen den Trend. Mit Hilfe eines Zeiss-Mikroskops mit fünfzigfacher Vergrößerung entstehen so an ihren Schmuckstücken Fassungen mit winzigsten Brillanten, die wie dahingestäubt sacht ins Gold eintauchen. „Es dauert, bis man die perfekten Partner gefunden hat, die die Handschrift verstehen und im Idealfall sogar kreativ erweitern.“

Ihre künstlerische Handschrift, das ist vor allem das Gebauschte und Gebogene ihres Schmucks. Es sei immer schon eine

Art „innerer Tanz“ gewesen, der nach außen müsse, sagt Susa Beck.

Ihrem Gestaltungsdrang wurden in der Ausbildung an der Goldschmiedeschule in Pforzheim zunächst Grenzen gesetzt. Dem Einerlei entkam sie nach dem Abschluss durch Wanderjahre bei Juwelieren in Namibia und einem Steinhändler in New York. Zurück in München, verkaufte sie tagsüber bei Cada modernen, großen Schmuck (es waren die Achtziger), der sich vom klassischen Perlenkette- und Memoire-Ring-Repertoire wohlthuend unterscheidet.

Nachts schmiedete sie in der schallgedämpften Lederwerkstatt einer Freundin kleine und große Skulpturen aus Metall. Ab und an kam ein Bekannter dazu, um schottische Trommel zu üben. „Das war wie die ‚Muppet Show‘: eine Schneiderin mit Nähmaschine, eine Goldschmiedin mit Hammer, ein Musiker mit Trommel und alle verdammt laut.“

Tagsüber war sie oft so müde, dass sie mittags ins Solarium ging, um dort zu schlafen. Es sei ihre „glücklichste Zeit“ gewesen, als sie nach dem Job an der Maximilianstraße Kostümchen gegen Latzhose tauschte und in die Werkstatt ging. Schmuck habe sie damals gar nicht so sehr interessiert, eher das Bildhauerische. Eine ihrer Skulpturen von damals ist Zepher, ein handgroßes, goldenes Gebilde mit einem gedrehten Schneckenhaus. Als eine Kundin sie später fragte, wie man das trage, antwortete sie: „Gar nicht.“ Der Nutzen sollte nie im Vordergrund stehen. Irgendwann wurden ihre Skulpturen kleiner, passten als Ring an den Finger oder als Anhänger an eine Kette. Die ersten Schmuckstücke fertigte sie zunächst nur für sich, frei von Kundenwünschen. Dann machte sie sich mit einem Atelier selbstständig. Von Fisch-Restaurants ließ sie sich Krebscheren und Muschelschalen zum Experimentieren mitgeben – ihre Leidenschaft für das Meer gab von Beginn an das Fließende und Verschlungene vor.

Wenn sie heute in ihrem Atelier die vielen schlichten schwarzen Kästen öffnet, in denen Ringe und Colliers verwahrt werden, ist das fast, als hebe man einen Schatz vom Meeresgrund: Überall funkelt und glitzert es, die See kommt einem in Form und Material entgegen. Bei den Kettenanhängern Shellies halten in Gold gegossene Wasserspritzer kleine, echte Muscheln fest, und auf dem Gold blitzen winzige Seepocken – lilafarbene Saphire, Amethyste und Turmaline. Daneben blinken kugelige, tintenblaue Saphir-Cabochons am Ring Seastar um einen Mondstein-Cabochon herum wie die Scheinwerfer eines Unterseeboots nach Jules Verne. Von ihm und seiner Rezeption durch Antoni Gaudí lässt sie sich beim Modellieren immer wieder leiten: Die bauchig gebogene Opulenz von Gaudís Casa Batlló in Barcelona findet sich in Ringen wie Genesis, Seaplant oder Splash wieder.

Als bloßes Accessoire hat Susa Beck Schmuck nie gesehen, eher als „wearable art“. Sie wünscht sich, dass man in die Phantasie „hineinfällt“, wenn man ihre Stücke betrachtet. Die Namen, die sie ihrem Schmuck verleiht, Crescent Moon, Galadriel, Uroboros, Fünf Elemente Reloaded, zeigen, wohin die Reise geht.

Dabei muss man gar nicht so weit gehen wie eine Kundin, die zu ihr kam, ihren Schmuck und die Meeres-Allegorien interessiert betrachtete und dann mit Nachdruck feststellte: „Sie wissen schon, dass Sie aus Atlantis sind!“ Susa Beck nahm es als Kompliment. ◀

GASTSPIEL

Die Berliner Vaganten-Bühne führt Vicki Baums Stück „Menschen im Hotel“ auf – im Savoy-Hotel.

Von Irene Bazinger
Fotos Andreas Pein

Treppenszene:
Die Schauspieler
Katharina Behrens
und Joachim
Villegas spielen
im Hotelflur.



Diese Hotelhalle ist wahrhaft eine Pracht: roter Samt, Gold, Mahagoni, dicke Teppiche, Marmorsäulen mit Gipsornamenten, Klubstühle, illuminierte Springbrunnen, Herren in Frack oder Smoking, Damen im Glitzerkleid, mit Schmuck und Pelz. Es riecht nach Kaffee, Zigaretten, Parfum, nach Blumen und Spargel im Speisesaal. So ist es in Vicki Baums Roman „Menschen im Hotel“ nachzulesen, der im Jahr 1929 erschien und auch in dieser Zeit spielt. Die fiktive prunkvolle Luxusherberge stand in Berlin und wird als bestes und teuerstes Hotel der Stadt bezeichnet. Vicki Baum hätte sich eine Suite dort gut leisten können, sie war eine der erfolgreichsten Autorinnen der Weimarer Republik. Geboren 1888 in Wien, ließ sie sich zunächst zur Harfenistin ausbilden und kam mit ihrem zweiten Mann, dem Dirigenten Richard Lert, in den zwanziger Jahren in die deutsche Hauptstadt.

Damals hatte sie schon zu schreiben begonnen und heuerte als Zeitungsredakteurin beim Ullstein-Verlag an. Sie traf den Ton der Zeit mit ihrem nüchternen, lakonischen Stil der Neuen Sachlichkeit, in den sich Großstadtmantik und Sozialkritik mischten. Der Roman „Menschen im Hotel“ wurde ein Bestseller und ihr berühmtestes Werk. Selbst in den Vereinigten Staaten wurde die Autorin bekannt, eine Adaption des Romans lief glänzend am Broadway. Das weckte die Aufmerksamkeit Hollywoods, ein Filmprojekt wurde geplant.

Die Produktionsgesellschaft MGM lud Vicki Baum ein, am Drehbuch von „Grand Hotel“ unter der Regie von Edmund Goulding mitzuarbeiten. Sie sagte zu, wurde in Kalifornien heimisch und schließlich auch dort gefeiert – während man sie in Deutschland zu dieser Zeit als „jüdische Asphaltliteratin“ beschimpfte und ihre Bücher 1933 auf den Scheiterhaufen warf.

Der Film „Menschen im Hotel“ spielte, sensationell besetzt mit Greta Garbo, Joan Crawford und John Barrymore, Millionen ein und wurde 1932 als „Bester Film“ mit einem Oscar ausgezeichnet. Berlin erscheint in Film und Roman als kosmopolitischer, dekadenter Moloch und das Hotel als dessen magisches Zentrum, in dem sich die Wege verschiedener Personen für ein paar Tage kreuzen. „In den Gängen streifen sie aneinander, in der Halle grüßt man sich, manchmal kommt ein kurzes Gespräch zustande, aus den leeren Worten dieser Zeit kümmerlich zusammengebaut. Ein Blick, der aufliegt, gelangt nicht bis zu den Augen, er bleibt an den Kleidern hängen.“

Dies war die Innensicht – und draußen? „Berlin brodelte sein Nachtleben durch die Straßen unter einem roten Himmel, der ganz ohne Sterne war, mitten in der klaren Frühlingsnacht.“ Es ist der literarisch gefasste Mythos vom wilden Berlin in der Dunkelheit, mit allen Verheißungen und Begehrlichkeiten der Anonymität in der turbulenten Metropole.

Irgendwann hat man sich in einer Dramaturgie-Stube der vor 70 Jahren gegründeten Vaganten-Bühne gedacht, dass Vicki Baums psychologisch fein gezeichnetes und soziologisch waches Hauptstadtmosaik auch heute noch aktuell ist – und daher auf die Bühne gehört. Nicht weit vom Bahnhof Zoologischer Garten und vom Kurfürstendamm gelegen, schmiegte sich das kleine Theater in die Flanke des mächtigen Delphi-Filmpalasts. Dessen eine Seite wird vom Theater des Westens, die andere, über die Fasanenstraße hinweg, vom Hotel Savoy begrenzt. Bis heute hat sich das Theater den Charme einer Pariser Kellerbühne bewahrt. Der Spielplan ist zeitgenössisch und gesellschaftspolitisch orientiert, das Publikum eine urbane Mischung aus Jung und Alt.

Man erreicht den Saal mit den knapp 100 Plätzen über das Kopfsteinpflaster eines schmalen, verwunschenen Durchgangs und über ein paar Stufen hinab in das schlichte Foyer. Die Besucher des Stücks „Menschen im Hotel“ tummeln sich dort nicht lange. Sie wandern – nach Instruktionen für die nächsten Stunden („Bitte nichts klauen“, „Bitte nicht an den Türen lauschen“) – direkt auf die Bühne und danach durch den Hinterausgang über die Fasanenstraße ins Hotel Savoy. Schließlich wurde das Buch, welche schöne Koinzidenz, im gleichen Jahr veröffentlicht, in dem das Savoy als eines der imposanten Berliner Grandhotels erbaut wurde. Also schlug die Vaganten-Bühne dem großen Nachbarn vor, „Menschen im Hotel“ gemeinsam zu zeigen. Die Regisseurin Joanna Praml entwickelte ein Konzept sowie eine Bühnenfassung für die Aufführung – die Hotelleitung stimmte zu und öffnete die Türen.



Hotel-Menschen:
Bodo Wulfert (oben)
kümmert sich um
die echten Gäste.
Die Besucher des
Theaters (Mitte)
bleiben nur für einen
dramatischen Abend
im Savoy (unten).

GASTSPIEL

Spiel des Lebens: die Tänzerin Grusinskaja (Katharina Behrens, rechts) mit ihrer Zofe Suzanne (Cosima Sophie Krupskin)



Gespielt wird jeweils an Sonntagen, weil dann die Wochenendgäste häufig abgereist sind und der neue Ansturm auf die 122 Zimmer und Suiten erst am Montag erwartet wird. Seit 1. November 2015 schon dürfen die Theaterleute das Hotel in ausgewählten Bereichen in Besitz nehmen. Damit geht die Produktion – womit niemand gerechnet hatte – bereits in ihre vierte Saison. Heißt es anderswo, „Holt die Wäsche rein, die Gaukler kommen“, ließ man sich seitens des Savoy mit Freude auf sie ein.

Das Savoy ist seit langem ein Lieblingshotel vieler Schriftsteller, Verleger und Schauspieler. Thomas Mann war der erste prominente Autor, der sich dort einquartierte, und der französische Autor Édouard Louis wird nicht der letzte gewesen sein. Erklären lässt es sich nicht genau, warum Nadine Gordimer und Cees Nooteboom, Ruth Klüger und Michel Houellebecq, Romy Schneider und Gert Voss so gern hier zu Gast waren oder sind. „Es muss ein besonderes Flair geben, und das spricht sich herum“, sagt Bodo Wulfert, der sich seit 1963 viele Jahre als Empfangschef und stellvertretender Direktor darum bemühte, dass sich die Gäste wohl fühlten. Als der gebürtige Kasseler 2005 in Rente ging, sollten er und sein betriebliches Wissen, seine zwischenmenschliche Kompetenz und erfahrene Gastfreundlichkeit für das Hotel nicht verloren sein. Man schuf für ihn den Posten eines „Guest Relations Managers“, und als solcher steht er jetzt vormittags den Gästen zur Verfügung. An einem Tisch gegenüber der Rezeption, ausgestattet mit der Tagespresse und einer Kanne Kaffee, beobachtet er das Treiben.

Freundschaftliche Verhältnisse erwuchsen aus seinen regelmäßigen Begegnungen etwa mit Heinrich Böll oder Ralph Giordano, man sprach über dieses oder jenes, nichts Schlimmes, nichts Böses. In der Welt der reisenden Künstler ist ein Gentleman wie Bodo Wulfert ein geschätzter Ansprechpartner. Und er ist so zuvorkommend, dass er etwa der Autorin Lily Brett, die Bleistifte liebt, einmal eine Auswahl von Savoy-Bleistiften nachschickte, worüber sie sich auch auf ihrem Twitter-Account sehr freute.

Wulfert ist also ein Mann, der genau wissen müsste, wie nahe der Roman von Vicki Baum an der Wahrheit ist – immerhin hatte sich die Autorin für die Recherchen eine Weile als Zimmermädchen verdingt, um herauszufinden, wie so ein Betrieb funktioniert. „Gewiss“, sagt er, „wir Mitarbeiter haben uns oft darüber unterhalten, dass manche Figuren von damals auch von heute sein könnten, so stimmig sind sie geschildert. Manchmal scheint es gar, als hätte Vicki Baum sie gekannt.“

Das ganze Panorama von Personen und Situationen des Romans passt natürlich nicht in die dreistündige Inszenierung der Vaganten-Bühne. Man hat die Vorlage geschickt gerafft und gestrafft, ohne Verlauf und Atmosphäre zu ändern. Mit dabei sind der smarte, mittellose Baron von Gaigern, der von der Wirtschaftskrise gepeinigte Fabrikant Preysing, der todkranke Buchhalter Kringelein, der sein Erspartes verjubelt, die bildhübsche Aushilfssekretärin Flämmchen, ein kecker Hotelboy sowie ein übermüdetes Stubenmädchen im weinrot gestreiften Hauskleid, das die vorherrschende Farbe des Hotels aufnimmt. Und natürlich Elisaweta Alexandrowna Grusinskaja, die berühmte, einsame, kapriziöse Tänzerin mit ihrer aufopferungsvollen Zofe Suzanne.

Die Zuschauer folgen den Schicksalen der verschiedenen Figuren in vier kleinen Gruppen, die für die jeweiligen Zimmer, in die es geht, aber immer noch sehr groß sind. Deshalb sitzt man provisorisch auf Hockern, drückt sich an Wände, um den Schauspielern nicht den Weg zu versperren, und lagert auch mal gemeinsam auf dem Himmelbett in der „Greta Garbo Suite“. Die heißt nicht ohne Grund so, Greta Garbo wohnte hier tatsächlich während ihrer Stummfilmzeit.

Fast alles ist, mit behutsamen Modernisierungen, wie einst: der weiße und schwarze Marmor im Bad, die freistehende Wanne, die Raumaufteilung mit der gerundeten Schlafnische und dem Schreibtisch am Fenster. Längst ist allerdings ein Fernseher im Raum, und auf der Ablage unter dem Couchtisch liegt die Garbo-Biographie von Antoni Gronowicz.

Die Darsteller sind immer nahe dran am Publikum. Man meint, das Rasierwasser des Barons zu riechen, wenn er – „gebadet, trainiert, mit Lavendelessig eingerieben“ – in dunklen, fremden Gemächern auf Diebstour schleicht. Oder man spürt den Luftzug, wenn die wütende Grusinskaja einen Blumenstrauß gegen den Spiegel schleudert. Viermal pro Abend zeigen die Schauspieler ihre Szenen, damit jede Gruppe alles sehen kann, in einem der Zimmer,



Theater intim:
Das Hotelzimmer
wird zur Bühne –
und die Darsteller
sind immer dicht
dran am Publikum.

auf dem Flur oder in Salons, in denen sonst Seminare oder Kolloquien organisiert werden. Das verlangt dem Ensemble viel Konzentration ab – und die Fähigkeit, mit der unmittelbaren Nähe der Besucher und deren spontanen Reaktionen klarzukommen.

Unerwartete Probleme musste Katharina Behrens, die schon in der Premiere die Grusinskaja gab (im Laufe der Zeit gab es Umbesetzungen), bisher nur einmal meistern. Eine Zuschauerin klammerte sich an ihr Bein und wollte sie einfach nicht weitermachen lassen. „Sie hat mich wütend beschimpft, dass ich Greta Garbo kein bisschen ähnele, die im Film ja meine Rolle gespielt hat“, sagt sie. „Da habe ich sie rausgeschmissen, es ging nicht anders. Die übrigen Leute waren danach spürbar erleichtert.“ Das war ihre einzige unangenehme Erfahrung mit der Produktion.

Sie genießt die Intimität, auch wenn die nicht immer mühelos auszuhalten ist – weder für sie noch für die Zuschauer. Je nach Tagesform aller Beteiligten muss sie versuchen, die Spannungen auf engstem Raum auszubalancieren und die unterschiedlichen Energien zu steuern. Das ist jedes Mal eine neue Herausforderung. Die in Meinungen geborene und am Wiener Max-Reinhardt-Seminar ausgebildete Schauspielerin freut sich trotzdem immer wieder darauf. „Ich finde die Idee und das Konzept so großartig! Und es ist überhaupt kein spekulatives Event, sondern eine richtige Theateraufführung.“

Dazu gehört auch Flämmchen, die als „Tippe“ ihr Geld verdient, aber zum Film will und dem Fabrikanten Preysing den berühmten Satz aufsagt, mit dem die Garbo ihre verzweifelte Grusinskaja unsterblich machte: „Ich möchte allein sein!“ Preysing kann damit nichts anfangen und marschiert nervös mit dem Redemanuskript für seine nächste Besprechung auf der Terrasse des Konferenzraums hin und her. Manchmal hört man ferne Stimmen, manchmal schwerelose Tanzmusik, zwischendurch stülpt man Kopfhörer über und lauscht einem Erzähler, der die Handlung mit distanzierendem Außenblick fortsetzt. Stolz präsentiert der todkranke Kringelein den Besuchern sein sündteures Zimmer, das er sich auf seine vermutlich letzten Tage gegönnt hat. Mit Kaviar im Magen und einer Sektflasche in der Hand reißt er das Fenster zur Fasanenstraße auf und schreit in die Nacht hinaus: „Wo ist das wirkliche Leben? Ich will es kennenlernen!“

Spätestens da ist man dann mitten in der Jetztzeit und bei der Frage, die wie Treibstoff durch die Adern dieser Stadt schießt und alles in Bewegung hält. So vermischen sich an diesem Abend Fiktion und Realität, Kunst und Welt, Schein und Sein – tief und zauberisch in der Berliner Luft.

GASTSPIEL



*Zufriedenheitstest - 362 Frauen aus verschiedenen Nationen.

CLARINS.COM

Double Serum

21 Pflanzenextrakte. Unser leistungsstärkstes Age Control Konzentrat.
Nach 7 Tagen: sofort schönere Ausstrahlung, gemilderte Poren und Fältchen,
die Haut wirkt jugendlicher.*

Alles nur für Sie.

CLARINS



Das „Je ne sais quoi“ der Parisienne ist ein Savoir-faire: Alexandra Golovanoff trägt nur im Fernsehen Make-up, nicht zu Hause. Ihre Hautcreme ist von Augustinus Bader, einem Deutschen. Incroyable!

ALEXANDRA

Wie ist sie zum Schönheitssymbol geworden?
Und was machen Pariserinnen anders? Alexandra
Golovanoff über die Arbeit am lässigen Stil.

Text Alfons Kaiser, Styling Lisa Arbellot, Foto Jork Weismann

Die Schönheit war schon früh ein Thema für sie. „Als ich 17 Jahre alt war“, erzählt Alexandra Golovanoff, „habe ich die erste Gesichtsbildung meines Lebens vornehmen lassen.“ Dafür ging sie mit dem Geld, das sie eigens dafür gespart hatte, in einen Schönheitssalon hier in Paris, also in ein „institut de beauté“, das sie schlicht „institut“ nennt, als wäre es ein Institut an einer Universität.

Die Siebzehnjährige saß nun dort im Sessel, die Angestellte richtete das Licht auf ihr Gesicht – und war entsetzt. „Wenn du mal 40 Jahre alt bist, wirst du mit dieser Haut schrecklich aussehen“, sagte sie, und Alexandra fragte verdattert: „Aber warum?“ Die Beauty-Fachfrau urteilte: „Deine Haut ist so dünn und so trocken. Wenn du nichts dagegen machst, siehst du dann aus wie ein alter Apfel.“

Von dem Tag an, sagt Alexandra Golovanoff, noch immer halb erschüttert, aber inzwischen immerhin auch halb belustigt, hat sie sich um ihre Haut gekümmert, oder, wie sie es mit einer netten Metapher ausdrückt: „um meine Verpackung“.

Hat es gewirkt? Oder kann sie vielleicht ohnehin nichts falsch machen? Denn diese Frau, eine typische Parisierin mit der ortsüblichen kleinen Verspätung, sieht auch jenseits der 40 umwerfend aus: mit kontrolliert verwuschelten blonden Haaren, hohen Wangenknochen dank osteuropäischem Hintergrund und einem lässigen Look, wie ihn offenbar nur Pariserinnen so richtig beherrschen.

Kein Wunder, dass die Journalistin und Moderatorin auch zu einem Street-Style-Star geworden ist. Und das wiederum hat Folgen: Ihre Bekanntheit hat zu Werbeverträgen geführt und zu einer eigenen Modelinie. So findet das Interview in ihrem Showroom in Paris statt, in dem auf zwei Stockwerken die bunten Kaschmirpullover von „Alexandra Golovanoff – tricot parisienne“ auf Ständern hängen.

Mit einem solchen Aussehen kommt man auf rote Teppiche, in die erste Reihe, zu Ausstellungseröffnungen und auf Filmpremieren. Aber Moderatorin, Journalistin, Instagram-Star, Street-Style-Figur, Werbebotschafterin (für die Kosmetik-

marke Lierac), Modemacherin und Mutter gleichzeitig zu sein – dazu braucht es mehr. Alexandra Golovanoff ist auch schlagfertig, witzig, freundlich, schnell, organisationsstark. Und sie kennt die Geheimnisse der Äußerlichkeiten, die subtilen Botschaften der Oberfläche, die sich dem ungeübten Auge nicht erschließen.

Das Shooting für diesen Artikel findet bei ihr zu Hause statt, in ihrer Wohnung gleich an der Place Saint-Sulpice in Saint-Germain-des-Prés. „Ich mag es eigentlich nicht, dass bei mir zu Hause Aufnahmen gemacht werden“, sagt sie. Denn wer einmal die Tür zur Privatheit öffnet, darf sich nicht wundern, wenn Boulevardjournalisten das als Einladung verstehen. „Aber für euch mache ich eine Ausnahme.“ Weil sie den Fotografen, die Stylistin und das Magazin so mag. „Und es wird ja nicht in Frankreich gedruckt“, sagt sie lachend. Wir danken es ihr mit einem einzigen Foto, auf dem man nicht erkennt, wo und wie sie wohnt – auf dem man einfach nur sie sieht, entspannt auf der Couch.

„Schönheit ist für mich wirklich ein Thema“, sagt sie. Für ihre Mutter, die halb aus Russland und halb aus der Bretagne stammt, ist das alles nicht so wichtig. „Sie ist ganz natürlich, trägt nur ein bisschen Feuchtigkeitscreme auf, das war’s. Eigentlich sehr deutsch, oder?“ Sie kann sich die Bemerkung erlauben, denn ihr Vater, ein gebürtiger Russe, liebt Deutschland und spricht Deutsch. Daher kennt sie sich auch jenseits des Rheins aus. „Wir sind oft nach Bayern in den Urlaub gefahren. Das ist auch der Grund dafür, dass ich Deutsch in der Schule gelernt habe.“

Aber sie hat nur die ersten vier Jahre ihres Lebens in Moskau verbracht und ist dann in Paris groß geworden – ihre Eltern haben noch heute am linken Seine-Ufer ihr Antiquitätengeschäft. Paris prägt, auch wenn man unkonventionelle Eltern hat und auf eine katholische Schule geht. „Ich creme mich ein, seit ich zehn Jahre alt bin“, sagt sie. Der Schock mit 17 Jahren hatte ebenfalls Wirkung. „Diese Frau schien wirklich Angst um mich zu haben“, sagt sie. „Und ich bin dann immer wieder hingegangen. Auch wenn es vielleicht nicht wirkt: Man fühlt sich danach besser, so

wie wenn man zum Friseur gegangen ist.“ Aber weil sich auch im Beauty-System nur hält, wer die Regeln dieses Systems kennt und gleichzeitig nicht zu wichtig nimmt, hat sie sich eine paradoxe Strategie zugelegt: „Meine Vorstellung von Schönheit ist es, so natürlich wie möglich zu sein.“ Ihr morgendliches Ritual dauert fünf Minuten: Sie cremt sich nur ein.

Der dann doch recht entspannte Umgang hat viele Gründe, zum Beispiel chemische: „Eigentlich ist es ja nicht gut, wenn man so viel Chemie an seinen Körper lässt. Ich hätte meine Haut gerne so schön, dass ich kein Make-up benutzen müsste.“ Aber im Fernsehen geht das nicht anders. „Daher ist Make-up für mich mit Arbeit verbunden.“ In ihrer Sendung „La mode, la mode, la mode“ muss sie vor den Großen bestehen. Karl Lagerfeld mochte sie, Designer wie Julien Dossena oder Nicolas Ghesquière nehmen sie ernst, und mit Pariser Protagonisten wie Pierre Hardy ist sie in einer Clique. Alle haben sie beim Start der eigenen Marke unterstützt.

Vor allem geht es ihr aber um eine Ästhetik des Lässigen. Zum Beispiel bevorzugt sie bei Haaren den *out of bed look*. Perfekt zu sein, das geht nicht: „Wenn man perfekte Haare hat, darf nicht alles andere stimmen. Und wenn die Nägel perfekt sind, dürfen es die Haare nicht ein.“ Ihr Trick für die Frisur, wenn man am Abend eingeladen ist: nicht am gleichen Tag zum Friseur gehen, sondern einen Tag vorher. „Man muss einmal drüber schlafen – dann sieht’s gut aus. Nicht perfekt zu sein macht es charmant, verführerisch, schön. Perfekt zu sein, das ist nur ein Bild, eine Vorstellung. Und ein Bild ist nicht attraktiv.“

Diese Grundregel gibt sie weiter. So wollte ihre Tochter Mila, als sie noch 14 Jahre alt war, Make-up auftragen, bevor sie zur Schule ging, weil es die anderen auch so machten. „Nein, das tust du nicht“, hat sie da gesagt. „Du hast die schönste Haut der Welt. Warum willst du sie hässlich machen? Du solltest dich so annehmen, wie du bist.“ Und Mila, heute 18 Jahre alt, hat es verstanden: „Sie ist sehr natürlich.“ Nicht ganz unwahrscheinlich, dass die Wirtschaftsstudentin trotzdem in die Beautybranche geht. ◀



Klein, urban, witzig: Der Ami One von Citroën hat vorn wie hinten gleiche Karosserieteile, der Einfachheit halber.

ZEIT FÜR ZWERGE

Citroën und Seat wollen jugendlich frisch durch die Stadt summen – elektrisch natürlich, und schon von 16 Jahren an. *Von Holger Appel*

Die Zeiten ändern sich. Wenn sich dieser nicht ganz neue Spruch gerade in einer Branche mit Leben füllt, dann in der Zukunft der individuellen Mobilität. Es scheint kein Weg mehr vorbeizuführen an elektrisch betriebenen Fahrzeugen. Und weil die vor allem im Stadtverkehr ihre Stärken ausspielen, ist es nur konsequent, den Gedanken noch einen Schritt weiter zu spinnen. Sollte es, wenn wir uns nur auf kurzen Strecken bewegen, nicht möglich sein, auch ohne Führerschein ein kleines Auto zu fahren? Oder aber ein ganz anderes, das nur wenig Platz beansprucht?

Renault hat schon vor ein paar Jahren mit dem elektrischen Zweisitzer Twizy die Idee aufgebracht. Doch so richtig durchgesetzt hat sich das witzige Stadtmobil nie, nicht zuletzt wegen des hohen Preises im Vergleich zu einem Zweirad. Jetzt werfen Citroën und Seat mit ähnlichen Konzepten einen Blick in ihre mögliche Zukunft.

Der Seat Minimo folgt fast deckungsgleich der Twizy-Idee. Er soll die Sicherheit eines Autos mit der Agilität und dem geringen Platzbedarf eines Motorrads verbinden. In dem vollelektrischen Konzeptfahrzeug finden zwei Passagiere hintereinander Platz. Der Akku soll innerhalb weniger Minuten getauscht werden können, zeitraubendes Aufladen soll so entfallen. Rund 100 Kilometer Reichweite müssen genügen. Mit 2,5 Metern Länge und 1,2 Metern Breite nimmt der Minimo nur 3,1 Quadratmeter in Anspruch, weniger als die Hälfte eines

gewöhnlichen Autos. Und wie selbstverständlich soll er die Möglichkeiten für junge Kunden erweitern. Der Bordcomputer erkennt, ob der Fahrer 16 oder 18 Jahre alt ist und passt die Höchstgeschwindigkeit auf 45 oder 90 Kilometer in der Stunde an.

Fahren ohne Führerschein, damit lockt auch Citroën. Der französische Avantgardist zeigt das 2,5 Meter kurze Concept Car Ami One, das vorn wie hinten gleich



Für zwei Passagiere hintereinander: Der Seat Minimo braucht nur wenig Platz.

aussieht und durch besonders einfache Nutzbarkeit in der Stadt überzeugen will. Die Karosserieteile sind symmetrisch und werden vorn und hinten jeweils umgekehrt eingebaut, was Fertigung und Reparatur erleichtert. Auch die beiden Türen sind identisch, öffnen aber gegenläufig.

Natürlich ist der Ami One vollelektrisch angetrieben, hat ebenfalls um die 100 Kilometer Reichweite, und er kann bis zu 45 Kilometer pro Stunde schnell von Jugendlichen ab 16 Jahren gefahren werden. In Frankreich sogar schon von 14 Jahren an. Nun, ganz ohne Führerschein geht es ehrlicherweise nicht, man braucht die einfache und recht günstig zu erwerbende Fahrerlaubnis der Klasse AM. Der Ami One soll an einer eigenen Wall Box oder an einer öffentlichen Ladesäule in höchstens zwei Stunden aufgeladen werden können.

Citroën möchte das zweiseitige Automobilchen als Alternative zu Bus, Straßenbahn oder U-Bahn verstanden wissen. Wenn es Fahrrad oder Roller ersetzt, wäre das den Franzosen auch recht. Letzteren ist es vor allem bei schlechtem Wetter überlegen. Ob auch die Unfallsicherheit entscheidend höher ist, daran darf man angesichts der simplen Kunststoffkarosserie seine Zweifel haben. Volle Vernetzung mit allen möglichen smarten Utensilien versteht sich von selbst, sonst ist ja heute nicht mehr zu punkten. Und freundlicherweise hat sich Citroën für dieses Magazin, in dem es auch um Uhren geht, die passende Farbe einfallen lassen: Clockwork Orange. ◀

SIEH MAL AN



ZUHÖREN

Eigentlich ist Focal bekannt für seine mächtigen, teuren und exzellenten Lautsprecher. Doch die Franzosen verstärken ihr Engagement auf dem Kopfhörermarkt. Auch hier bieten sie hochpreisige Modelle an wie den Utopia für 4000 Euro. Manche halten ihn für den besten Kopfhörer der Welt. Der Stellia (unser Bild) kostet „nur“ 3000 Euro. Dank geschlossener Bauweise dringen die Töne beim Hören nicht nach außen. Damit empfiehlt sich der Kopfhörer auch für unterwegs, angeschlossen ans Smartphone oder den Digital Audio Player. Aber ein echter High-End wird ihn zu Hause am Verstärker anschließen und genießen. (made.)



ÜBERTRAGEN

Die USB-Schnittstelle am Rechner oder Smartphone wird immer schneller. Mit dem neuen Protokoll USB 4 fließen bis zu 40 Gigabit in der Sekunde durch den „Universal Serial Bus“. Das neue USB 4 setzt zwingend auf USB-Typ-C-Stecker und -Buchsen. Das Foto zeigt eine USB-C-Buchse am Macbook von Apple. USB 4 dient nicht nur der Datenübertragung, sondern eignet sich auch dafür, Monitore anzusteuern und Akkus zu laden. Das neue Protokoll wurde vom Standardisierungsgremium USB-IF bekanntgegeben. Hersteller können nun passende Chips produzieren, ohne Lizenzgebühren zahlen zu müssen. Wann es die ersten Geräte mit USB 4 geben wird, ist noch unklar. (misp.)



LOSFAHREN

BMW erweitert die SUV-Modellpalette mit dem X7 nach oben. Der große Bruder des X5 ist 5,15 Meter lang, mehr als zwei Meter breit und rund 2,5 Tonnen schwer. Im Mai kommt der X7 in Europa auf den Markt, gebaut wird er in Spartanburg im amerikanischen Bundesstaat South Carolina. Alle X7 haben drei Sitzreihen, Allradantrieb, eine Achtgang-Automatik und Luftfederung. Das Basismodell für 84.300 Euro ist ein V6-Diesel mit drei Liter Hubraum und 265 PS, ein gleich großer V6-Benziner bietet 340 PS und kostet 86.300 Euro. Das Spitzenmodell M50d holt aus den drei Litern 400 PS und verlangt nach 109.900 Euro. Ein Plug-in-Hybrid ist noch nicht definitiv beschlossen. Alle Sitze werden elektrisch bewegt. Legt man sie um, erreicht das Ladevolumen im X7 fast schon das Niveau eines Lieferwagens. (fs.)

FOTOS: BORIS SCHMIDT, HERSTELLER, DPA

SCHENKEN SIE DER KUNST EIN NEUES ZUHAUSE

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 35 GALERIEN WELTWEIT.



Vladimir Proshin On the river | Auflage 100, signiert | 70 x 112 cm
Kaschierung unter Acrylglas | Art.-Nr. VPRO2 | 799 €



LUMAS.DE

BERLIN | DORTMUND | DÜSSELDORF | FRANKFURT | HAMBURG | HANNOVER
KÖLN | MANNHEIM | MÜNCHEN | STUTTGART | WIEN | WIESBADEN | ZÜRICH

LUMAS

THE LIBERATION OF ART

„NAGELLACK, CHUTNEY, CHAMPAGNER FEHLEN NIE“



Saskia Diez ist eine der bekanntesten deutschen Schmuckdesignerinnen. Sie fertigt auch Stücke für Frauen, die mit Schmuck gar nicht so viel anfangen können. Denn die 42 Jahre alte Designerin geht aufgeschlossen an die Arbeit. So gewann sie 2006 einen Wettbewerb, der unter dem Motto „Frauen und Sport“ stand. Diez, damals noch Studentin, war auf einen Armreif gekommen, mit dem man zugleich trainieren konnte. Ein Jahr später gründete sie ihr Label. Zuletzt hat sie für Net-a-porter Handtaschen aus Bronzegewebe entworfen.

Was essen Sie zum Frühstück?

Frisches Obst, Tee, Müsli. Kaffee erst auf dem Weg ins Büro oder dort.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Meistens direkt im Showroom von Designern, die ich kenne, zum Beispiel von Litkovskaya, Elenareva und Christian Wijnants.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein schwarzes Kleid, das ich selbst genäht habe, kurz nach dem Abitur, und ein verwaschenes blaues Sweatshirt, das ich mir auf meiner ersten Reise nach Tokio dort in einem Secondhand-Laden gekauft habe. Auf dem steht: „Don't follow me, I'm lost.“

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Kurze Briefe und Karten schreibe ich recht häufig. Längere Briefe selten handschriftlich, da meine Schrift etwas wild ist.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

„L'Écume des jours“ von Boris Vian, als ich nach dem Abitur eine Zeitlang in Paris gelebt habe.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Zeitung lese ich am Wochenende: F.A.S. und „SZ“. Unter der Woche „Zeit Online“.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Unnützes Wissen.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

„Verstehen Sie die Béliers?“, „Die Verlegerin“, „Toni Erdmann“.

Sind Sie abergläubisch?

Nicht richtig, aber gerne.

Worüber können Sie lachen?

Lustige Erinnerungen, lustige Geschichten, Missgeschicke, Kleinigkeiten. Auf einem Event habe ich zum Beispiel mal eine lange Schlange gesehen und dachte, da steht man an, um eine Kunstinstallation zu sehen. Es war dann aber nur die Schlange zur Toilette, und ich habe dabei eine Frau kennengelernt, die damals sehr über mich gelacht hat, weil ich irgendwann fragte, ob sie denn wisse, ob sich das lohne, für die Kunst anzustreben, in der langen Schlange. Heute ist sie eine gute Freundin.

Ihr Lieblingsvorname?

Selma, Helena, Nikolaus: die Vornamen meiner Kinder.

Machen Sie eine Mittagspause?

Meistens.

In welchem Land würden Sie gerne leben?

Wenn ich von hier weggehen würde, dann vielleicht nach Südfrankreich. Oder Portugal. Aber vielleicht ist es dort auch nur so schön, wenn man zu Besuch ist.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Champagner, Nagellack, Chutney.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ich habe keines, und das fühlt sich gut an.

Was ist Ihr größtes Talent?

Leute spüren.

Was tun Sie, obwohl es unvermünftig ist?

Wenig schlafen.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Yves Saint Laurent, auch wenn der mir jetzt gar nicht so historisch vorkommt.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Uhr nein, Schmuck ja, meinen eigenen. Das sind sehr feine, filigrane Stücke, Ringe und Armbänder, meistens auch einen Earcuff. Diese Stücke nehme ich nie ab, auch nicht zum Schlafen oder zum Duschen.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Die Luft nach einem Sommergewitter.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Als ich vor drei Jahren das erste Mal mit meinen Kindern in Portugal war. Die Rauheit und die Weite des Atlantiks fand ich beeindruckend.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

In München bei Igor Levit im Herkulesaal und bei Malakoff Kowalski in der Black Box im Gasteig. Das Konzert von Malakoff habe ich in Berlin schon mal in kleiner Runde gehört, im Schinkel-Pavillon, kurz bevor das neue Album rauskam.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Ein hübsches Château in Südfrankreich.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Je nachdem, mit wem und was ich esse. Zum Essen meistens Wasser. Wenn ich alleine bin oder mit den Kindern, dann bleibt es dabei. Sonst gerne auch Champagner. Manchmal Sake oder Tee. Manchmal Weißwein oder Rosé. Davor oder danach auch mal einen Drink: Gin Tonic, Red Sparrow, Martini.

Aufgezeichnet von Jennifer Wiebking.

www.igieco.it

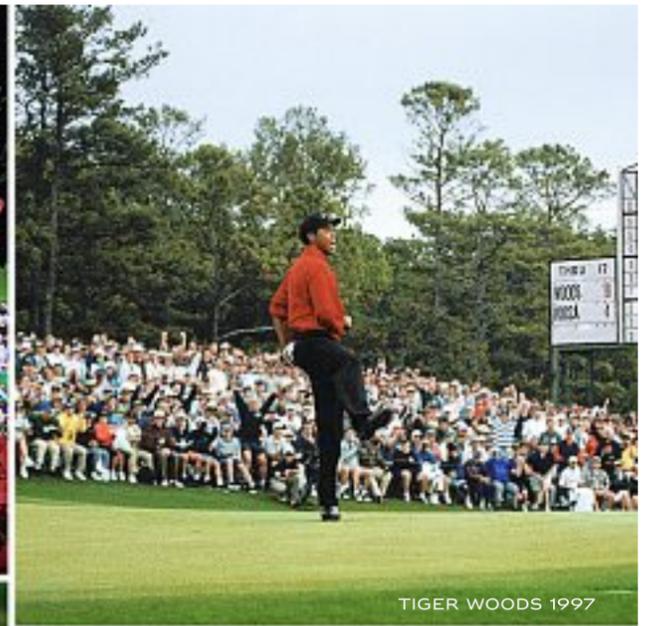


#mystyle

IGI&CO[®]
made in Italy 



16. LOCH



TIGER WOODS 1997



GARY PLAYER 1974



JOSÉ MARÍA OLAZÁBAL 1999



JORDAN SPIETH 2015

THE MASTERS

Die Welt von Rolex ist voller Geschichten von anhaltender Exzellenz. Als einziges Major, das immer auf demselben Platz gespielt wird, sind dem Masters bereits seit 1934 einige der größten Momente in der Golfgeschichte zu verdanken. Von der Magnolia Lane zu den Azaleen, die immer rechtzeitig blühen, und den Wundern am Amen Corner – die Legenden des Golfs werden im Augusta National Golf Club immer lebendig bleiben. Und während sich die nächste Generation profiliert, wird ein Sieg beim Masters auch für sie stets als größte Ehre im Golfsport gelten. Dies ist eine Geschichte von anhaltender Exzellenz. Eine Geschichte aus der Welt von Rolex.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL DAY-DATE 40
IN 18 KARAT WEISSGOLD



THE MASTERS TOURNAMENT
AUGUSTA NATIONAL GOLF CLUB
11. BIS 14. APRIL 2019

